

REZENSIONEN

Hruza, Karel/Kaar, Alexandra (Hgg.): Kaiser Sigismund (1368-1437). Zur Herrschaftspraxis eines europäischen Monarchen. Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters.

Böhlau Verlag, Wien, Köln, Weimar 2012, 564 S., zahlr. Abb. (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters; Beihefte zu J. F. Böhmers, Regesta Imperii 31), ISBN 978-3-205-78755-6.

Obwohl die moderne Mediävistik Mittel- und Ostmitteleuropas vor vielen Herausforderungen steht, lässt sich kaum eine von ihnen mit dem Ruf nach einer neuen Biografie Sigismunds von Luxemburg vergleichen. Dessen Person ist zwar nicht unbeachtet geblieben, aber da Sigismund unter seinem Zepter Völker und Länder von der Nordseeküste bis zur mittleren Donau vereinigte, war er Akteur einer ganzen Reihe wichtiger, geografisch und thematisch jedoch weit auseinander liegender Ereignisse. Das hat zur Folge, dass jeder Versuch einer kritischen Würdigung von Sigismunds Vermächtnis zu allgemeineren Betrachtungen über die Welt des späten Mittelalters führt. Es genügt, sich bewusst zu machen, dass Sigismund nach und nach vier Königskronen erlangte: die ungarische (1387), die römisch-deutsche (1411), die böhmische (1420) und die lombardische (1431) und 1433 auch die Kaiserkrone, dass er in die Kämpfe mit den Osmanen hineingezogen wurde, parallel dazu mit den Venezianern in Konflikt stand und versuchte, mit der hussitischen Opposition in den böhmischen Ländern fertig zu werden, dass er das päpstliche Schisma beenden und gleichzeitig gemeinsame Interessen mit den mächtigen Fürsten im Heiligen Römischen Reich finden musste. Daher ist es nicht verwunderlich, dass sich die Historiker mit thematischen Ausschnitten begnügten und sich entweder auf Sigismunds Verhältnis zu ausgewählten Teilen seines unzusammenhängenden Länderkonglomerats beschränkten¹ oder wissenschaftlich anspruchslosen biografischen Skizzen den Vorzug gaben.² Als vollwertig können wir so eigentlich nur die Arbeiten von Wilhelm Baum und Jörg K. Hoensch bezeichnen,³ und wenngleich letztere heute als Standardwerk gilt, kommt man doch nicht umhin, sich zu fragen, ob die Forschung künftig nicht eine andere Richtung einschlagen sollte.

Eine davon zeigt ein Sammelband auf, der nach sorgfältiger Vorbereitung von Karel Hruza und Alexandra Kaar herausgegeben wurde. Das Ergebnis verdient auf-

¹ *Málusz, Elemér*: Kaiser Sigismund in Ungarn 1387-1437. Budapest 1990. – *Kavka, František*: Poslední Lucemburk na českém trůně [Der letzte Luxemburger auf dem böhmischen Thron]. Praha 1998.

² *Bartl, Július*: Zigmund Lucemburský [Sigismund von Luxemburg]. Budmerice 1996. – *Drška, Václav*: Zikmund Lucemburský. Liška na trůně [Sigismund von Luxemburg. Der Fuchs auf dem Thron]. Praha 1996.

³ *Baum, Wilhelm*: Kaiser Sigismund. Hus, Konstanz und Türkenkriege. Graz 1993. – *Hoensch, Joerg K.*: Kaiser Sigismund. Herrscher an der Schwelle zur Neuzeit 1368-1437. München 1996.

richtiges Lob, denn die 18 versammelten Beiträge, die bis auf einen im Rahmen der internationalen Konferenz „Kaiser Sigismund († 1437). Herrschaftspraxis, Urkunden und Rituale“ (Brünn, 6.-7. Dezember 2007) vorgetragen und mit einer Ausnahme von Mediävisten der mittleren und jüngeren Generation verfasst wurden, kann man nicht nur als sachliche Auskunft über Stand und Möglichkeiten der Erkenntnis lesen, sondern auch als Lehrbuch der modernen Mediävistik. Überzeugend ist auch die Struktur des Bandes. Mit der Gliederung des Inhalts in drei große Blöcke, gerahmt durch eine Einleitung, in der Karel Hruza den Forschungsstand zusammenfasst, und einem Schlusswort von Alexandra Kaar (Urkunden, Rituale und Herrschaftspraxis eines europäischen Monarchen. Eine Zusammenfassung, S. 467-475) sowie einem umfangreichen Verzeichnis zitierter Quellen und Literatur und Registern kommt das Buch einer gut gegliederten Kollektivmonografie sehr nahe. Und schließlich, da aller guten Dinge drei sind, müssen wir auch die gekonnte Einfügung des „Meisteressays“ von Josef Válka in den regen Austausch würdigen, der sich hier zwischen Historikern aus der Tschechischen Republik, der Slowakei, Ungarn, Österreich, Deutschland und der Schweiz entwickelt.

Obwohl Válkas Studie der Form nach einer festlichen Eröffnungsrede ähnelt (Sigismund und die Hussiten, oder: Wie eine Revolution beenden?, S. 21-56), misst sie doch durch eine klug zusammengestellte Abfolge von Fragen den Grundriss des ersten Beitragsblocks aus, in dem es um Sigismunds Herrschaftsausübung geht (Aspekte des politischen Handelns und der Herrschaftspraxis Sigismunds). In den Koordinaten der hussitischen Revolution bewegt sich auch Robert Novotný, der sich auf Sigismunds Verhältnis zum böhmischen und mährischen Adel im Kontext seiner theologischen Orientierungen konzentriert (Die Konfessionalität des böhmischen und mährischen Adels in der Zeit der Regierung Sigismunds von Luxemburg, S. 57-74). Überzeugend legt er dar, dass die in der Vergangenheit so sehr betonte Konfessionalität gegenüber Klientelismus und ständischen Interessen in den Hintergrund trat und Sigismund den Treueeid über Fragen der Konfession und Glaubenslehre stellte, sodass in den böhmischen Ländern unerwartete Bündnisse zwischen Hussiten und Katholiken entstehen konnten. An den Bodensee führt Karel Hruza den Leser, um mit Hilfe einer tiefgründigen Interpretation der zeitgenössischen Quellen die Ursachen und den Ablauf der dortigen Judenpogrome zu erkunden (König Sigismund und seine jüdischen Kammerknechte, oder: Wer bezahlte „des Königs neue Kleider“, S. 75-135). Die traurigen Ereignisse aus den Jahren 1429 und 1430 schildert er anhand von Urkunden, die er in einer Beilage editorisch erschließt. Hruza erörtert den Einfluss der Verwalter, denen Sigismund den Schutz der jüdischen Gemeinden in diesem Winkel seines Reiches anvertraute. Ohne etwas entschuldigen oder beschönigen zu wollen, weist Hruza nach, dass Sigismund keinen besonderen Hass gegen die Juden empfand. Dennoch nutzte er die aufgeheizte Stimmung aus und erhob skrupellos eine besondere Zehntabgabe.

Den königlichen Beamten widmet sich auch Jan Winkelmann, wenn er Sigismunds Verhältnis zu Brandenburg in den Blick nimmt (Sigismund von Luxemburg als Markgraf von Brandenburg 1378-1388, S. 137-159). In dem übersichtlich gegliederten Artikel betont er, dass Sigismund von Beginn an durch Verpflichtungen außerhalb der Markgrafschaft gebunden war, was den Einfluss seiner Vertreter erhöhte

und den Verlust oder eher Tausch Brandenburgs und seiner Kurstimme gegen die ungarische Krone vorbestimmte. In den höheren Rängen der mitteleuropäischen Diplomatie bewegt sich auch Martin Štefánik, dessen Interesse den Plänen der Republik Venedig zur Brechung der ungarischen Handelsblockade gilt. Wie Geheimprotokolle aus den Jahren 1411 bis 1420 verraten, erwog der „Rat der Zehn“ sogar ein Attentat auf Sigismund (Die Beschlüsse des venezianischen Consiglio dei Dieci zu den Attentatsversuchen auf Sigismund aus den Jahren 1413-1420, S. 161-173). Durch und durch freundschaftliche Beziehungen bestimmten dagegen Sigismunds Verhältnis zu den Markgrafen von Baden, die zur niederen Schicht der Reichsfürsten gehörten und nach Heinz Krieg bestrebt waren, durch großzügig bewiesene Treue zu Sigismund die eigene Machtposition am Oberrhein zu festigen (König Sigismund, die Markgrafen von Baden und die Kurpfalz, S. 175-196). Durchweg gute Erfahrungen machte Sigismund auch mit dem Rittergeschlecht der Mülinen, deren Aktivitäten auf der provinziellen Ebene zwischen den Eidgenossen und den Habsburgern gefangen blieben. Peter Niederhäuser zeigt an ihrem Beispiel, wie gut Sigismund es verstand, sich auf lokale Gegebenheiten einzustellen und auch im Kleinen eine wirkungsvolle Politik zu betreiben („Gefreyt von romischer keyserlicher macht.“ Aargauer Adel zwischen Reich, Habsburg und den eidgenössischen Orten, S. 197-211).

Suchte man neben der Herrschaftspraxis einen gemeinsamen Berührungspunkt der ersten Beiträge, dann wäre dieser am ehesten die öffentliche Rolle des diplomatischen Schrifttums, das auch den Inhalt des zweiten thematischen Blocks bestimmt (Urkunden- und Briefproduktion Sigismunds). Die hochentwickelte ungarische Kanzlei ist Gegenstand einer Analyse von Márta Kondor, die das Urkundenmaterial in den weiteren Verwaltungsrahmen einfügt und belegt, dass Sigismunds Hauptsitz Ofen (Buda) war (Hof, Residenz und Verwaltung. Ofen und Blindenburg in der Regierungszeit König Sigismunds – unter besonderer Berücksichtigung der Jahre 1410-1419, S. 215-233). Auf ungarischen Urkunden baut auch Daniela Dvořáková ihre Erzählung auf, wobei im Vordergrund ihres Forschungsinteresses nicht Sigismund selbst steht, sondern die Empfänger seiner Urkunden aus den Reihen des ungarischen Adels (Aspekte der Narrationes der Schenkungsurkunden Sigismunds für ungarische Adelige, S. 235-244). Diese liebten umfangreiche Narrationes, welche die Funktion eines Familiengedächtnisses erfüllten, und obwohl Sigismund an solcherart stilisierte Privilegien nicht gewöhnt war, kam er den örtlichen Gepflogenheiten in pragmatischer Weise entgegen. Beachtung verdient zudem die gründliche Analyse der raren Überlieferung der Korrespondenz von Sigismunds zweiter Gemahlin Barbara von Cilli (Die Korrespondenz der Königin Barbara im Ungarischen Staatsarchiv zu Budapest, S. 245-254) von Amalie Fössel. Dass es sich um einen bislang unterschätzten Quellentyp handelt, bestätigen auch Martin Čapský und Alexandra Kaar. Während Čapský geschickt die unübersichtlichen Machtverhältnisse in Schlesien entwirrt und auf die mühsamen Anfänge der dortigen antihussitischen Koalitionen aufmerksam macht (Der Briefverkehr Sigismunds von Luxemburg mit schlesischen Fürsten und Städten, S. 255-266), konzentriert sich Alexandra Kaar auf Sigismunds Kommunikation mit ausgewählten katholischen Städten in Böhmen, die sie bis in das Jahr 1434 führt, in dem der Kaiser die Verdienste der Pils-

ner Bürger mit einem großen, mit einer Goldbulle besiegelten Privileg würdigt („Die Stadt [...] viel privilegiert, aber wenig ergötzt“. Sigismunds Herrschaftspraxis und seine Urkunden für die „katholischen“ königlichen Städte Böhmens, S. 267-300). Hier sei noch hinzugefügt, dass sich beide Autoren in ihren Schlussfolgerungen den Einschätzungen Karel Hruzas annähern. Das unverkennbare Bestreben, möglichst alles mitzuteilen, führte zu dem Entschluss, den umfangreichen Beitrag von Andreas Zajic und Petr Elbel aufzunehmen, der zwar perfekt in die Struktur des Sammelbandes passt, auf der Konferenz selbst jedoch nicht vorgetragen wurde. Die umfassende, von einer kritischen Edition gekrönte Interpretation des Wappenbriefes für das mährische Mohelno vom 25. Juli 1417 kann man ohne Übertreibung als beispielhaft bezeichnen (Wappenmarkt und Marktwappen. Diplomatische und personengeschichtliche Überlegungen zum Wappenbrief König Sigismunds für Mohelno aus der Zeit des Konstanzer Konzils, S. 301-364).

Sigismunds Wappenbrief für Mohelno schließt den Komplex der diplomatisch orientierten Studien ab und verweist bereits auf den Inhalt des dritten Blocks (Rituale, Mentalitäten und Bilder), in dessen Mittelpunkt die Symbolik der öffentlich vollzogenen Rituale steht. Mit dem Einzug des Herrschers befassen sich gleich zwei Autoren: Tomáš Borovský und Gerrit Jasper Schenk. Ersterer knüpft an seine früheren Forschungen an und lenkt den Blick auf die sakrale und legitimatorische Dimension von Sigismunds Einzügen in böhmische und mährische Städte (Adventus regis in unruhigen Zeiten. Sigismund und die Städte in Böhmen und Mähren, S. 367-384). Letzterer konzentriert sich auf Sigismunds festlichen Einzug in Basel, wo ein Bruch zwischen dem Konzil und Papst Eugen IV. drohte (Von den Socken. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Politik am Beispiel des Einzugs König Sigismunds zum Konzil in Basel 1433, S. 385-409). Beide Studien weisen übereinstimmend nach, dass Sigismund die Begabung seines Vaters Karl IV. für eine umsichtige Diplomatie geerbt hatte. In ähnlichem Geist schreibt Gerald Schwedler, den die Balkanpolitik Sigismunds interessiert (Rituelle Diplomatie. Die persönlichen Beziehungen Sigismunds von Luxemburg zu den benachbarten Königen und den Herrschern des Balkans, S. 411-427). Sie gründete sich auf freundschaftliche Kontakte zu den benachbarten Herrschern und bewog Sigismund schließlich zur Gründung des Drachenordens. Verdiente Aufmerksamkeit wurde auch der Chronik des Eberhard Windecke zuteil, in der Joachim Schneider die Art und Weise erforscht, in der der Chronist sich des offiziell geschaffenen Bildes des Königs Sigismund annimmt (Herrschererinnerungen und symbolische Kommunikation am Hof König Sigismunds. Das Zeugnis der Chronik des Eberhard Windecke, S. 429-448). Martin Roland bietet anschließend eine sehr sorgfältige Analyse der der Chronik beigegebenen Abbildungen (Was die Illustrationen zu Eberhard Windeckes Sigismundsbuch präsentieren, was man dahinter lesen kann und was verborgen bleibt, S. 449-465).

Alle Beiträge verbindet die klar artikulierte Vorstellung, dass Sigismund einer der bedeutendsten und markantesten Herrscher des Spätmittelalters war, was sicherlich nicht überrascht. Ebenso sollte es nicht verwundern, dass einzelne Autoren sich offen zu den Einschätzungen von Wilhelm Baum, Jörg Hoensch, Martin Kintzinger oder Ferdinand Seibt bekennen. Sie bieten dennoch keine bloße Wiederholung des Bekannten, denn die bewundernswerte methodische und handwerkliche Sicherheit

und vor allem die ungewöhnlichen Lösungen, zu denen die Autoren gelangen, verleihen der umfangreichen Publikation den Hauch des Einzigartigen. Nicht nur, dass die bekannten Facetten von Sigismunds Herrschaftspraxis im Ganzen wie im Detail ergänzt und präzisiert werden, die vorbildlich durchgeführte Analyse unbekannter oder bislang übersehener Quellen, die bei einigen Beiträgen durch eine Edition ergänzt wird (Karel Hruza, Andreas Zajic, Petr Elbel, Gerrit Jasper Schenk), weist den Weg zu weiterer Erkenntnis. Bedauern können wir so eigentlich nur, dass in dem ansonsten weit gefächerten Themenspektrum des Bandes die polnisch-litauische Union und der Deutsche Orden fehlen, deren schwierige Nachbarschaft ebenso zu Sigismunds Welt gehörte wie der unruhige Balkan, wo das Osmanische Reich vordrang, oder der Konziliarismus. Das ändert jedoch nichts an dem Schluss, dass der Sammelband eine wichtige Inspirationsquelle bildet.

Brünn

Martin Wihoda

Soukup, Pavel: Jan Hus.

Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2014, 263 S., 9 Abb., (Urban Taschenbücher 737) ISBN 978-3-17-021514-6.

Ders.: Jan Hus. Život a smrt kazatele [Leben und Tod eines Predigers].

Nakladatelství Lidové Noviny, Praha 2015, 227 S., 46 Abb., (Edice Česká historie 31) ISBN 978-80-7422-374-7.

Fragt man nach den bekanntesten Personen der mittelalterlichen tschechischen Geschichte, fallen unweigerlich die Namen Wenzel (I.), Karl IV. und Jan Hus. Unter diesen ist der Kirchenreformer Jan Hus die historische Figur, welche im Lauf der Jahrhunderte die umfassendste und intensivste Instrumentalisierung für nationale, politische und religiöse Zwecke erleiden musste, eine Tatsache, die eben Hussens Bekanntheitsgrad und Popularität befördert hat. Dementsprechend war zu erwarten, dass aus Anlass des 600. Todestages von Hus, der am 6. Juli 1415 nach einem Urteil des in Konstanz tagenden allgemeinen Kirchenkonzils vor den Mauern dieser Stadt als Ketzer verbrannt wurde, Hus-Biografien tschechischer Autoren erscheinen würden. Bereits 2010 legte jedoch Thomas A. Fudge eine englische Hus-Biografie vor, der 2011 jene von Thomas Krzenck in deutscher Sprache folgte.¹ Gemessen an Umfang und wissenschaftlichem Apparat erhebt Fudge in seinem Buch den höchsten wissenschaftlichen Anspruch, während Krzenck ein breites Publikum ansprechen möchte. In der Mitte kann die von František Šmahel 2013 in Tschechisch publizier-

¹ Zu Fudge siehe Rezensionen von Pavel Soukup in: *Studia Mediaevalia Bohemica* 3 (2011) H. 1, 139-143; Karel Hruza in: *Časopis Matice Moravské* 132 (2013) 506-510 und Thomas Krzenck in: *Bohemia* 51 (2011) H. 2, 477-480. – Zu Krzenck siehe Karel Hruza in: *Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters* 68 (2012) 757-759 und Pavlina Rychterová in: *Historische Zeitschrift* 296 (2013) H. 3, 773 f. – Zu Hus-Biografien sowie zu Hussens Instrumentalisierungen siehe zuletzt Hruza, Karel: *Jan Hus – Annäherung an Konstrukte einer wirkmächtigen Vita. Ein Essay* (OstDok-Themenportal Jan Hus, München 2015. URL: https://www.vifaost.de/fileadmin/sonstige_materialien/Themenportale/Karel_Hruza.pdf (letzter Zugriff 27.07.2015)).

te Hus-Biografie platziert werden, die sich, obwohl mit einem wissenschaftlichen Apparat ausgestattet, an ein breiteres Publikum richtet.²

Ähnlich angelegt ist die hier zu besprechende Hus-Biografie Pavel Soukups. Insgesamt heißt das, dass eine große streng wissenschaftliche Biografie, wie sie Václav Novotný 1919/21 publizierte, aus Anlass des gegenwärtigen Jubiläums nicht erschienen ist. Soukups Biografie, auf Anregung des Verlags entstanden, wurde zuerst in Deutsch als Urban-Taschenbuch publiziert, also in einer Reihe, deren Bücher oftmals zu deutschen Standardwerken für Studium und Wissenschaft wurden. Einige Monate später erschien in Lizenz die tschechische Fassung im renommierten Verlag Lidové Noviny, in deren Impressum zu lesen ist: „Aus dem deutschen Original [...] übersetzt von Pavel Soukup“.

Zwischen deutscher und tschechischer Ausgabe sind einige Unterschiede festzustellen: Das tschechische Buch weist 16 Kapitel auf, danach folgen die Anmerkungen, eine Bibliografie, eine Anmerkung zur tschechischen Ausgabe, eine deutsche Zusammenfassung „Jan Hus. Leben und Tod eines Predigers“, ein Abbildungsverzeichnis und das Register (der Personennamen). Auch wurde das tschechische Buch um einige Textpassagen, so vor allem in Kapitel 9, erweitert. Zudem verfügt das deutsche Buch zusätzlich über eine kurze Vorbemerkung und ein Glossar von 18 Fachbegriffen, es fehlt aber ein Kapitel (dazu siehe unten). Auch auf ein Verzeichnis der neun Abbildungen wurde verzichtet, diese werden mittels Legenden erklärt. Der wesentliche Unterschied liegt aber in der Text- und Buchqualität: Während der tschechische Text hinreichend lektoriert wurde und mit einigermaßen genügend großen Abbildungen ausgestattet ist, wie auch das ganze Buch einen sehr ansprechenden Eindruck hinterlässt, fällt das äußerlich sachlich wirkende deutsche Buch deutlich ab: Der Text, vor allem der ersten Kapitel, ist mit Tipp-, Grammatik- und terminologischen Fehlern derart durchsetzt, dass die Lesefreude der Verärgerung weicht. Bei dem Text eines nicht muttersprachlichen Autors auf ein Lektorat zu verzichten, muss als wirklich großes Versäumnis des Verlags gewertet werden. Auch andere Schnitzer hätten bei einer kritischen Durchsicht korrigiert werden können. So beginnt die deutsche Fassung gleich mit einem Lapsus: „Am 28. November 1415 erhielt Magister Jan Hus, der sich seit mehr als drei Wochen in der Konzilsstadt Konstanz befand, in seinem Quartier Besuch.“ (S. 8) Natürlich kann dieser Besuch nur 1414 stattgefunden haben. Auch die wenigen Abbildungen sind in so kleiner Größe gedruckt, dass sie fallweise nutzlos sind.

Soukup hat seine Biografie Hussens nicht als positivistisches chronologisches Narrativ aufgebaut, womit sich diese von anderen (vor allem den populärwissenschaftlichen) Hus-Biografien unterscheidet. Er lässt jedes Kapitel mit der Darstellung eines „markanten Ereignisses“ beginnen, das ihm als „Ausgangspunkt für die nachstehende Darlegung dient“ (S. 14). Insgesamt ist dieses Konzept als geglückt zu bewerten. Im ersten Kapitel „Zur Einführung. Der Angeklagte in Konstanz“ werden kurz der Fall Hus vor dem Konstanzer Konzil und die Zielsetzung der Biografie erklärt. Es geht Soukup um die Suche und Analyse der verschiedenen Faktoren und

² Siehe die Rezensionen in: ČČH 112 (2014), S. 757-761 (Petr Čornej) und *Studia Mediaevalia Bohemica* 5,2 (2013) 301-306 (Pavlna Rychterová).

historischen Kontexte, mit denen das Schicksal Hussens als Gelehrter bzw. Intellektueller, Kirchenreformer und Ketzer erklärbar wird. Soukup stellt sich u.a. folgende Fragen: „Warum also resultierten seine [Hussens] Vorstellungen von notwendigen Reformen in einen so heftigen Gegensatz zum Reformismus der Mehrheit der katholischen Theologen, so dass diese ihn sogar in den Feuertod schickten?“ (S. 10) „Was irritierte die kirchlichen Behörden und weltlichen Machthaber so heftig, was fanden die Konzilsväter an Jan Hus so gefährlich, dass sie ihn liquidierten?“ (S. 10) Soukup will – wie alle modernen Hus-Biografen – seinen Protagonisten in und aus seiner Zeit erklären. „Der Schlüssel zum Verständnis von Hus wird im synchronen Vergleich mit anderen Persönlichkeiten des kirchlichen und universitären Lebens des frühen 15. Jahrhunderts aufgezeigt.“ (S. 12) Nur so kann Soukup zufolge „dargelegt werden, was an Hus einzigartig und was aus spätmittelalterlicher Perspektive geläufig war.“ (S. 12) Einen Schwerpunkt legt Soukup auf die Analyse der „öffentlichen Tätigkeit des Jan Hus [...], der Resonanz seiner Predigten und der daraus resultierenden Bildung seiner Anhängerschaft“ (S. 13), womit er einer kulturgeschichtlich determinierten Fragestellung folgt.

Das nachfolgende Kapitel „Jan Hus in den Händen der Historiker“, das auf Wunsch des Verlags eigens für die tschechische Ausgabe verfasst wurde und dementsprechend in der deutschen Ausgabe fehlt, enthält eine zwar kurze, aber kritische und stichhaltige Auseinandersetzung mit der Geschichtsforschung zu Hus. Im Kapitel „Magister Jan Hus – ein kurzes Lebensporträt“ legt Soukup die Wissensgrundlage für seine nachfolgenden, zumeist chronologisch geordneten Ausführungen. In den anschließenden, bestimmten Themenbereichen gewidmeten Kapiteln „Hus als Prediger – Seine Ernennung zum Rektor der Bethlehemskapelle 1402“, „Prager Wyclifismus und ‚gelehrte Häresie‘ – Die erste Verurteilung von Wyclifs Artikeln 1403“, „Jan Hus und die Kirchenreform – Die Synodalpredigten 1405 und 1407“, „Die Universitätskarriere des Magisters Hus – Die Rektorsrede ‚Macht eure Herzen stark‘ 1409“ und „Die Generation des Kuttenbergers Dekrets – Die Prager Universität als mitteleuropäisches (sic)“ Begegnungsort“ zeichnet Soukup die seelsorgerische, philosophische und theologische Gedankenwelt Hussens sowie die Genese und Veränderungen (!) seiner Positionen nach. Mit diesen versucht Soukup Hussens Handeln, das er beispielsweise in den „markanten Ereignissen“ vorstellt, erklärbar zu machen. Hus wird als gegenüber seinem Publikum wirkungsvoller Prediger, der sich eine einflussreiche öffentliche Stellung erarbeitet hatte, und als überzeugter ernsthafter Anhänger der Auffassungen Wyclifs präsentiert. Da viele Ansichten Wyclifs zu dieser Zeit als häretisch galten, hatte sich Hus auf einen gefährlichen Weg begeben. Sein Wirken auf der Predigt Kanzel und als Universitätslehrer führte im Laufe der Zeit zu wachsender Popularität und Anhängerschaft bei auch einfachen Laien und bei Intellektuellen, eine Tatsache, die nach seinem Tod erst richtig virulent werden sollte. In diesen Kapiteln ist einer der wichtigsten und wissenschaftlich ertragsreichsten Schwerpunkte des Buches zu finden, auch deswegen, weil Soukup eine sehr gute Quellenkenntnis zuvorderst der (gedruckten und ungedruckten) Predigten Hussens zeigt und in ständiger Korrespondenz mit den Quellen bleibt.

In den Kapiteln, „Die hussitische Medienkampagne – Die Appellation gegen das päpstliche Predigtverbot 1410“, „Öffentliches Engagement und politische Unter-

stützung – Königliche Beschlagnahme der Kirchengüter 1411“, „Anführer einer Protestbewegung – Die Prager Ablassunruhen 1412“ und „Der Prozess – Die Appellation an Christus 1412“ werden Hussens Konflikte mit kirchlichen und weltlichen Obrigkeiten dargestellt. Aus ihnen ging Hus als der führende Kopf der Prager Reformbewegung hervor, dem es in gewisser Weise gelang, gelehrte Häresie in einer Volksbewegung zu integrieren; aber er zahlte dafür den Preis, sich in einer andauernden Stresssituation zu befinden (im Übrigen ein Aspekt, der anderen Biografen weniger auffiel). Das mit der Appellation 1410 initiierte Verfahren an der Kurie, das mit dem definitiven Urteil des Konzils im Juli 1415 sein Ende fand, wird von Soukup nicht nochmals eigens unter rechtsgeschichtlichen Aspekten analysiert, sondern die Ergebnisse zuvorderst der Studien Jiří Kejřs rezipiert. Auch in diesen Kapiteln beeindruckt Soukups Dialog mit den Quellen. Dieser zeigt abermals überzeugende Ergebnisse in den Kapiteln „Unsichtbare Kirche und bedingter Gehorsam – Jan Hus' Buch ‚Über die Kirche‘ 1413“ und „Das volkssprachliche Schrifttum und die Mission auf dem Land – Die Tschechische Postille 1413“. Es wird deutlich, welches Ausmaß Hussens Häresie angenommen und welche große Distanz zur katholischen orthodoxen Lehrmeinung bestand. Die Konsequenzen dieser Häresie beleuchtet Soukup im Kapitel „Das Konzil von Konstanz: Verurteilung und Hinrichtung (1414-1415)“, mit dem der Kreis zum Anfang des Buches geschlossen wird. Da Hus auf seiner Meinung beharrte, das heißt, eine Ekklesiologie propagierte, welche wesentliche Grundfesten der Institution katholische Kirche angriff, und die Autorität des Konzils unter seine Interpretation der Gebote Christi und der Bibel stellte, ist seine Hinrichtung in ihrem historischen Kontext als verständliche und konsequente Reaktion des Konzilsgerichts anzusehen. Für den beharrlichen Verteidiger der Schriften Wyclifs, für den Protagonisten einer Kirche der Prädestinierten, war in der damaligen katholischen Kirche kein Platz.

Im letzten Kapitel „Ausblick: Hussitismus und Reformation“ zieht Soukup einen knappen Vergleich zwischen Martin Luther und Jan Hus (Werk und Anklagen), um zu der (von weiten Kreisen der tschechischen Forschung vertretenen) Ansicht zu gelangen, dass mit der hussitischen Reformbewegung die kirchliche(n) Reformation(en) in Europa begann(en). Ausdrücklich weist Soukup schließlich darauf hin, dass er das lange und vielschichtige Nachleben Hussens nicht eigens thematisiert.

Pavel Soukup hat eine wissenschaftlich fundierte, gut strukturierte und erfreulich nüchterne Biografie Hussens präsentiert, bei der vor allem seine aus den Quellen gewonnenen Ergebnisse überzeugen. Auch will Soukup weder den „wahren“ historischen Hus gefunden haben noch begibt er sich auf die Suche nach einem verehrungswürdigen Helden. Er versucht auch nicht, das Schicksal Hussens unter Zuhilfenahme Emotionen evozierender Quellen zu beschreiben, und verzichtet darauf, eine „Größe“ Hussens in seinem Nachwirken, etwa für die tschechische Nation, zu postulieren.³ Soukup sieht Hus aus der Ferne und behält diese Distanz bei. Ins-

³ Erinnerung sei z. B. daran, dass die vielgelesene romanhafte „populärwissenschaftliche“ Biografie von *Kantůrková*, Eva: Jan Hus (Praha 1991), die auch als Vorlage für einen vom Tschechischen Fernsehen produzierten Film über Hussens Leben diente, den Untertitel trägt: „Ein Beitrag zur nationalen Identität“.

gesamt hebt sich seine Biografie wohltuend von der fehlerhaften und langweiligen Biografie Krzencks und von der mit Pathos und anachronistischer Hus-Verherrlichung angereicherten Biografie Fudges ab. Die deutsche Fassung kann als beste moderne Hus-Biografie in deutscher Sprache bewertet werden, die tschechische tritt in Konkurrenz zur Hus-Biografie aus der Feder des Altmeisters Hussitischer Geschichte, František Šmahel. In der tschechischen Fassung konnte Soukup Šmahels Buch allerdings bereits rezipieren, auch wenn es im Literaturverzeichnis nicht aufscheint. Damit ist Soukups tschechische Biografie die aktuellste Lebensbeschreibung Hussens. Ob man Soukup oder Šmahel den Vorzug gibt, ist im Wesentlichen Geschmackssache, die vor allem auf der sprachlichen Ebene entschieden wird. Der Rezensent hat sich insgesamt und nach langem Hin und Her für das nüchterne, von jeglichem Nationalismus freie tschechische Buch Soukups entschieden. Der deutschen Ausgabe aber ist eine redaktionelle Überarbeitung und Neuauflage zu wünschen, damit sie zu einem Standardwerk wachsen kann.

Wien

Karel Hruza

Fudge, Thomas A.: Heresy and Hussites in Late Medieval Europe.

Ashgate, Farnham 2014, XIV + 418 S., 1 Karte. (Variorum Collected Studies Series 1044), ISBN 978-1-4724-2933-9.

Aufsätze und Monografien des in Neuseeland, Australien und den USA lehrenden Mediävisten und Theologen Thomas A. Fudge gehören seit Jahren zum Grundbestand einer vorbildlich ausgestatteten „hussitologischen“ Bibliothek. Aus gutem Grund! Fudge hat seit 1992 grundlegende Arbeiten zu mit der böhmischen Reformation des 15. Jahrhunderts, Hus und den Hussiten zusammenhängenden Problemen im internationalen Kontext vorgelegt und sich dabei nicht allein im anglo-amerikanischen Raum als „Nachfolger“ Howard Kaminskys (1925-2014) etabliert. Fudge hat so maßgebliche Akzente in der hussitologischen Forschung gesetzt, was die Quellenkenntnis und die -interpretation wie die problemorientiert-komparative historiografische Darstellung gleichermaßen betrifft. Zuletzt erschienen von Fudge eine viel beachtete Hus-Biografie¹ sowie eine grundlegende Arbeit zum Hus-Prozess,² eingeordnet in die vergleichenden Forschungen zur spätmittelalterlichen Häresie, einem Schwerpunkt eigener Beschäftigung. Der vorliegende Sammelband der renommierten Reihe „Variorum Collected Studies Series“, in der bislang u. a. Arbeiten von Anne Hudson, Malcolm Barber und Jerzy Kłoczowski erschienen, enthält 17 Aufsätze, die zwischen 1996 und 2011 zum Thema „Häresie und Hussiten im spätmittelalterlichen Europa“ entstanden sind und die in nicht immer leicht zugänglichen Publikationen und Periodika außerhalb des deutschen Sprachraums veröffentlicht wurden.

Die dem Vorwort des Autors folgende Karte auf S. XII zeigt, gleichsam den geografischen Schauplatz Böhmen vorgehend, Böhmen in der hussitischen Epoche (cir-

¹ *Fudge, Thomas A.: Jan Hus. Religious Reform and Social Revolution in Bohemia.* London, New York 2010.

² *Ders.: The Trial of Jan Hus. Medieval Heresy and Criminal Procedure.* New York 2013.

ca 1415-1500). Freilich muss man das „hussitische Jahrhundert“, das in bedeutendem Umfang auch den Verlauf der europäischen Geschichte im 15. Jahrhundert bestimmte, nicht erst mit dem Todesjahr Hussens einsetzen lassen, wie jetzt auch das neue tschechische Standardwerk deutlich macht.³ Nicht erkennbar auf der S/W-Karte ist leider, welche Rolle die Städte im hussitischen Böhmen spielten, d.h., ob sie hussitisch wurden oder katholisch blieben, ob sie einem Städtebund angehörten oder nicht.⁴ Inhaltliche Schwerpunkte der Aufsätze bilden dabei u.a. die Komplexität des mittelalterlichen Häresie-Begriffes sowie dessen Reflexion in der hussitologischen Forschung bzw. im europäischen Kontext, Lex Dei und religiöse Praxis in Böhmen, Volkskultur, Märtyrertum, hussitische Bildpropaganda sowie einzelne Persönlichkeiten unterschiedlicher Couleur wie Sigismund von Luxemburg, Jan Želivský oder der Taboritenbischof Nikolaus Biskupec.

Allein fünf Beiträge sind dem Problemfeld Häresie gewidmet. In „Defending ‚Heresy‘: a Theoretical Elaboration“ steht dabei die begriffliche Komplexität des Terminus Häresie im Fokus, die Fudge nicht als „alien presence“ und „irrelevant projection“ (I, S. 15) sieht. Für die Zeit zwischen 1100 und 1500 zeigt er u. a. auf, dass „the patterns of heresy which emerged in medieval history were diverse, but the Lateran fathers had been astute in identifying a common thread which revolved around the rejection of the hegemonic imposition of ecclesiastical authority (I, S. 21).“ In „Image Breakers, Image Makers“ steht zudem im geografischen Kontext Mittel-, Ostmittel- und Osteuropas die doktrinale Agenda verschiedener als häretisch eingestufte Bewegungen (Waldenser, radikale Hussiten, Strigolniks) im Mittelpunkt, zumal Fudge das Thema „Häresie“ bereits in seiner Doktorarbeit 1992 („Myth, Heresy and Propaganda in the Radical Hussite Movement 1409-1437“) textkritisch und historiografisch hinterfragt hat und auch später, z.B. in dem die westeuropäische Perspektive berücksichtigenden Aufsatz zu „Heresy and the Question of Hussites in the Southern Netherlands (1411-1431)“ immer wieder aufgegriffen und bereichert hat (etwa in dem hier auch erneut abgedruckten Aufsatz zu „’An Ass with a Crown‘: Heresy, Nationalism and Emperor Sigismund“). Fudge zeigt dabei auch auf – anknüpfend hier etwa an Ferdinand Seibt –,⁵ dass die „nationalistic-sounding language frequently was employed in the articulation of heresy (XII, S. 215).“

Die Frage von Reform und religiöser Praxis im spätmittelalterlichen Böhmen bildet einen weiteren Themenschwerpunkt in Fudges Beschäftigung mit dem Hussitismus, so etwa mit Blick auf die Lex Dei – nicht allein bei Hus – als virtuelles Leitmotiv für die hussitische Praxis, wobei die sozialen Implikationen gerade im tabornischen Kontext zutage treten. Der Autor weist nach, dass „the ‚Law of God‘ from the beginning to the end of the revolutionary period served as a clarion call to

³ Vgl. *Cermanová, Pavlína/Novotný, Robert/Soukup, Pavel* (Hgg.): *Husitské století* [Das hussitische Jahrhundert]. Praha 2014.

⁴ Vgl. hierzu jetzt *Semotanová, Eva/Cajthaml, Jiří* (Hgg.): *Akademický atlas českých dějin* [Akademischer Atlas der tschechischen Geschichte]. Praha 2014.

⁵ Vgl. hierzu exemplarisch *Seibt, Ferdinand*: *Hussitica. Zur Struktur einer Revolution*. 2., erweiterte Aufl. Köln, Wien 1990.

discipleship, righteousness and godliness, albeit played in a distinctively Hussite key!“ (III, S. 69). Dabei hinterfragt Fudge auch den vielschichtigen Prozess der Ausbildung der „popular religion“ und deren Rolle im Hussitismus: Er zeigt auf, wie die „Volksreligion“ zum Flaggschiff einer populären Bewegung aufstieg, die auf Hus, dem Kelch und der Lex Dei fußte. Im Geflecht von Volkskultur, Recht und Revolution in Böhmen im 15. Jahrhundert wird dabei u. a. deutlich, dass die „bohemian apocalyptic agenda was an expression of popular culture“ (V, S. 44). Eingereiht in diesen Kontext und vor dem Hintergrund der antihussitischen Kreuzzüge bzw. des „Heiligen Krieges“ lässt Fudge zugleich erkennen, welche Strategien die beiden großen Lager in ihrer religiösen Ausrichtung und Überzeugung als jeweils wahre Verfechter des christlichen Glaubens verfolgten, was konkret an der Frage christlichen Märtyrertums zudem mentalitätsgeschichtlich deutlich gemacht wird und in der keineswegs nur rhetorisch gemeinten Frage gipfelt: „Can murderers be Martyrs?“ (VII, S. 129).⁶ Vereint waren, so Fudge, beide Seiten – Kreuzfahrer hier, „Gotteskrieger“ dort – nur im Tod bzw. im Sterben, „in the common experience of choosing to give up their lives for their religious faith rather than live under the dictates of another“ (VII, S. 136).

Wie vielschichtig die sich unter dem Oberbegriff „Häresie und Hussiten im spätmittelalterlichen Europa“ verbergende Themenpalette unter sozial- und religionsgeschichtlich, aber auch mentalitäts- wie politikhistorisch gleichermaßen relevanten Gesichtspunkten ist, deuten die Beiträge über kommunistische Experimente im hussitischen Böhmen, zeitgenössische Texte, die das Schicksal der Religion beklagen sowie die hussitische Bildpropaganda an. Gerade letztere wird anhand zweier herausragender Beispiele – des sogenannten Jenaer Codex sowie der Göttinger Hussitenhandschrift – unter der Fragestellung „Visual Heresy and the Communication of Ideas in the Hussite Reformation“ (XV) eindrucksvoll analysiert.⁷

Den vorliegenden Band, dem Editionsprinzip dieser Reihe folgend, leider nicht durchgehend paginiert, beschließen Addenda und Corrigenda sowie ein Index, der Namen, Orte und Sachbegriffe umfasst. Er verdeutlicht das breite Interesse des Autors an der böhmischen Geschichte des Spätmittelalters, insbesondere derjenigen des Hussitismus, dessen Bild Fudge in fruchtbarer Reflexion der tschechischen und internationalen Forschung seit vielen Jahren durch Quellenstudien, neue Fragestellungen und wichtige Monografien in bedeutendem Maße erweitert hat.

Leipzig

Thomas Krzenek

⁶ Zu dieser Frage aus tschechischer Sicht vgl. jetzt auch Soukup, Pavel: Bible a násí za válek s husity [Bibel und Gewalt in den Hussitenkriegen]. In: *Ders./Svátek, Jaroslav* u. a.: *Křížové výpravy v pozdním středověku. Kapitoly z dějin náboženských konfliktů* [Die Kreuzzüge im Spätmittelalter. Kapitel aus der Geschichte der Glaubenskonflikte]. Praha 2010, 78-89.

⁷ Vgl. hierzu auch Svec, Victor: *Bildagitation. Antipäpstliche Bildpolemik der böhmischen Reformation im Göttinger Hussitenkodex*. Weimar 1994.

Řezníková, Lenka u. a. (Hgg.): *Figurace paměti. J. A. Komenský v kulturním vzpomínání 19. a 20. století [Gedächtnisfigurationen. J. A. Comenius im kulturellen Gedächtnis des 19. und 20. Jahrhunderts]*.

Scriptorium, Filosofický ústav AV Praha 2014, 504 S., 16 S. farb. Abb., ISBN 978-90-88013-08-2.

Im 18. Jahrhundert war Comenius zwar nicht ganz vergessen, sogar Jesuiten verwendeten sein Sprachlehrbuch, aber er war keineswegs in der Breite seines Werkes bekannt und schon gar nicht anerkannt. Die folgenden zwei Jahrhunderte brachten Comenius' zahlreiche verschollene Schriften zutage und entwickelten einen im 19. Jahrhundert immer dichter werdenden Diskurs mit unterschiedlichen Akzenten bzw. Bildern, von denen Fausts postmoderner Verdacht im Raum steht: Was ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund der Herren eigener Geist.

Das von der klugen Lenka Řezníková betreute 500-seitige Konvolut gelehrter Studien zu Comenius als Erinnerungsort ist mehr als nur Rezeptionsgeschichte im herkömmlichen Sinn; die Autoren möchten einen modernen Mythos, eine gewissermaßen „erfundene Erinnerungsgemeinschaft“ aufarbeiten – und schießen dabei über das gesetzte Ziel hinaus. Sie sind aber um enzyklopädische Vollständigkeit bemüht und erreichen diese durchaus in einer Reihe einander ergänzender Kapitel. Zum immensen Sammlerfleiß, dem nicht die bescheidenste Comenius-Thematisierung entgangen zu sein scheint, kommt eine anspruchsvolle Begriffsapparatur auf höchstem Reflexionsniveau in Gedächtnis-, Identitäts-, Literatur- und Geschichtstheorie auf den Spuren von Halbwachs, Nora, Welzer, Assmann und vielen anderen, die jedoch bekanntermaßen der Verständlichkeit der Texte nicht besonders förderlich sind. Mit einem Übermaß an Anglo-Latino-Graezismen („implementace narativů“, „komemorativní aspekty“, „kulturní mnemonika“, „polysémantické centrum“, „diegetická struktura“, „transgresivní“, „imputovat“ etc. etc.) wird die Lektüre überflüssigerweise erschwert: Das meiste wäre einfacher zu sagen gewesen.

Es ist auch nicht ganz neu, festzustellen, dass das untereinander konkurrierende aufklärerische, nationale, religiöse, erzieherische Erkenntnisinteresse an Comenius jeweils unterschiedliche „Narrative“ hervorbringt und auch ganze Forschungsepochen bestimmt. Ist es ein überwundener Geschichtsrealismus, dahinter eine einzige, vielfältige Wirklichkeit zu vermuten, die von den jeweiligen Gedächtnisgruppen segmentiert und verabsolutiert wird? Nicht neu, aber auch nicht belanglos ist der zeitliche Vorsprung bei der Wiederentdeckung Komenskýs im deutschen Milieu, bevor dieser von der einsetzenden tschechischen Bewegung adoptiert, später, ähnlich wie Kopernikus, zum Zankapfel der Nationalisten und schließlich zum Identifikationssymbol der Ersten Tschechoslowakischen Republik und Zeugen tschechischer Weltgeltung erhoben wurde, was bekanntlich nicht das Ende von Comenius' postmortaler Karriere bildete. Der Rezensent erinnert sich noch an den Zorn von Werner Korthaase, dem Vorsitzenden der traditionsreichen Berliner Comenius-Gesellschaft, über das mangelnde Interesse des damaligen tschechischen Botschafters am „berühmtesten Sohn seines Landes“. Die frühen Berliner Comeniusdrucke und die 1891 gegründete Berliner Comenius-Gesellschaft werden zwar im besprochenen Band mehrfach erwähnt, ja Comenius als „cross culture issue“ bezeichnet, aber die

internationale Komparatistik kommt gegenüber dem „nationalen Gedächtnis“ eindeutig zu kurz.

Der Streit um Comenius als Humanist oder Barockautor, als Erzieher der Völker oder tragender Bestandteil des tschechischen Opferdiskurses ist heute vermutlich von begrenztem Interesse, und noch weniger akut scheint mir die Verwendung als Friedenskämpfer oder gar Garant feministischer bzw. Arbeiter-Emanzipationsbestrebungen; dagegen sind Überlegungen zum Thema Abhängigkeit des kollektiven Bewusstseins von äußeren Bedingungen und medialen Techniken (Alphabetisierung, Zensur, Buch- und Zeitungsdruck, Rundfunk usw.) natürlich immer nützlich; inwiefern sich dabei der Bewusstseinsinhalt, sprich: das Comeniusbild verschiebt (the medium is the message), bleibt meines Erachtens strittig.

Die einzelnen Studien, ob die Diskurse der Konfessionen, das Bild Komenskýs in tschechischen Pädagogik-Lehrbüchern, Wissenschaft und Gedächtnis, die literarischen Repräsentationen oder das Porträt als Instrument visueller Kanonisierung sind durchwegs auf hohem Niveau und werden sicher auch als verlässliche Nachschlagwerke von Nutzen sein; es folgen sogar weitere über Comenius in Theater und Film, reale und imaginäre Topoi und schließlich Feste („festivity“) als „kulturmnemonische“ Praxis, die ebenfalls ihre Leser finden werden. Dennoch wäre man nach alldem statt des innovativen Duktus bzw. „pansophischen“ Breitengangs irgendwie dankbar für konservative Einzel- oder Vergleichsstudien von der Art „Comenius als Utopist“, „Comenius und Herder“ oder „Comenius in Amerika“.

Berlin

Bedřich Loewenstein

Havelka, Miloš a kolektiv: Víra, kultura a společnost. Náboženské kultury v českých zemích 19. a 20. století [Glaube, Kultur und Gesellschaft. Religiöse Kulturen in den böhmischen Ländern des 19. und 20. Jahrhunderts].

Pavel Mervart, Praha 2012, 520 S., ISBN 978-80-7465-053-6.

Das Interessante an der kollektiven Monografie von 17 Autoren unter der Leitung von Miloš Havelka ist nicht allein ihr Inhalt – d.h. die Präsentation von Ergebnissen aus neuen Forschungsgebieten und die originelle Umsetzung neuer Konzepte –, sondern auch ihr Bezug zu den immer noch sehr lebhaften aktuellen Debatten über religiöse Prozesse in modernen und postmodernen europäischen Gesellschaften. Nicht zuletzt stellt das Buch das Resultat eines außergewöhnlichen Entstehungszusammenhangs dar, es präsentiert nämlich die Ergebnisse der tschechischen Projektgruppe innerhalb des Internationalen Graduiertenkollegs „Religiöse Kulturen im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts“, das in der ersten Phase (2010-2012) von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) und der Forschungsförderungsagentur der Tschechischen Republik (Grantová agentura České republiky, GAČR) kofinanziert wurde. Diese Gruppe bestand aus acht „Senior-“ und acht „Junior-Fellows“ (Doktoranden), sie sind das Autorenkollektiv dieses Buches.

Ein Charakteristikum des breit angelegten europäischen Unternehmens, das inzwischen in veränderter und erweiterter Form weiterarbeitet,¹ ist die systematische

¹ Informationen zum Projekt unter: <http://www.igk-religioese-kulturen.uni-muenchen.de/aktuelles-neu/index.html> (letzter Zugriff 21.10.2015).

Verbindung theoretischer historisch-soziologischer Reflexion religiöser Prozesse mit historisch-empirischen und soziologischen Fragen. Dieser Ansatz kennzeichnete die Kolloquien und Workshops und spiegelt sich auch in dem Band wider.

Eröffnet und gerahmt wird das Buch von Miloš Havelkas Studie, die die theoretische Verankerung des gesamten Projekts präsentiert. Sie macht unmittelbar klar, warum Havelka die zentrale Persönlichkeit an der Nahtstelle zwischen der tschechischen Historiografie und Soziologie darstellt, denn ihm gelingt es, in seinem Text über die religiösen Prozesse in den böhmischen Ländern im 19. und 20. Jahrhundert beide Disziplinen dicht miteinander zu verzahnen. Er erläutert eingangs die Vorzüge einer „relationistischen“ Forschungsperspektive, die Religion als spezifische soziale Beziehung begreift, gegenüber einem essenziell aufgefassten und eindeutig definierten „heiligen“ Religionsbegriff. Damit bekennt er sich auch zu Bourdieus Definition des „religiösen Feldes“ als Konfliktraum religiöser und nichtreligiöser Interessen. Daraufhin konturiert Havelka den Begriff „religiöse Kultur“, den er als eine von vielen möglichen Perspektiven zur Erforschung von Glaubensphänomenen in modernen Gesellschaften abgrenzt. Havelka zufolge kann man diese Kultur, ihre historisch spezifischen Ausformungen und ihre Auswirkungen im weitesten Sinne unter Berücksichtigung von drei Ebenen erforschen: festzustellen, was die Menschen in der jeweiligen Zeit am jeweiligen Ort tatsächlich über Religion wissen, was sie darüber denken bzw. wie sie sie bewerten sowie schließlich, wie (bzw. in welchem Maße) sie sich mit ihr identifizieren.

In diesem breit, aber dennoch klar definierten Forschungsdesign begegnen sich – vereinfacht gesagt – Vertreter zweier tschechischer Wissenschafts-„Generationen“ bzw. zweier Etagen der akademischen Hierarchie. Sie gewähren Einblicke in konkrete zeitliche und örtliche Formen der Herausbildung, Wirkungsweise und Folgen des Einflusses religiöser Kulturen im Kontext der modernisierungsbedingten Veränderungen in den böhmischen Ländern des 19. und 20. Jahrhunderts. Auf der einen Seite stehen etablierte Wissenschaftler, führende Persönlichkeiten ihrer Disziplinen, die in diesem Buch frische Erkenntnisse oder Ergänzungen zu bereits beendeten oder laufenden Untersuchungen vorstellen (wie Zdeněk R. Nešpor in seinem Aufsatz über die Kremationsbewegung in den böhmischen Ländern, Jiří Hanuš in seinem Essay über die Kyrill-und-Method-Kunde oder Martin C. Putna mit einer Studie über Historiker und Geschichten der tschechischen katholischen Literatur in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts).

Ein besonders wertvoller Beitrag in dieser Kategorie ist die Studie von Miroslav Kunštát, der in anregender Weise das Konzept von Loyalität operationalisiert. Kunštát stellt konfliktträchtige und konkurrierende Loyalitäten in Kirchenkreisen zur Zeit des Staatssozialismus (1948-1989) dar. Er analysiert Strategien des Überlebens und der Kompromisse einzelner Akteure und überwindet auf diese Weise die üblichen (und viel zu statischen) Interpretationskategorien des Typs Kollaboration, Widerstand, Widerstandsbewegung, Dissens (kolaborace, odpor, odboj, disent), die im totalitär-historischen Paradigma präferiert werden und sich vor allem im Bereich der tschechischen Kirchengeschichte nach wie vor großer Beliebtheit erfreuen. Kunštát wendet diese Perspektive geschickt auf die größte tschechische protestantische Kirche an, und untersucht, wie diese nach der Entstehung der Charta 77 agierte.

Dabei gelingt es ihm, zahlreiche Schattierungen der reichen Palette an Haltungen und Strategien verschiedener Gruppierungen innerhalb dieser Kirche im Kontext der großen Erschütterung aufzuzeigen, die die in langen Jahren hoher Regime-stabilität gewachsene „Achse der Loyalität“ seinerzeit erfuhr.

Charakteristisch für die Vertreter der zweiten „Generation“, d.h. die jüngeren „Diensthabenden“ im tschechischen akademischen Milieu, ist eine noch deutlicher konzeptualisierte Durchschlagskraft, kombiniert mit mutigen interdisziplinären Experimenten. Diese Haltung erklärt sich ohne Frage aus der seltenen Gelegenheit für diese jungen Forscher, ihre Projekte im intensiven intellektuellen Austausch mit dem Münchener Graduiertenkolleg zu konzipieren und auszuarbeiten. Prägnante Kostproben dieser ambitionierten Forschungsansätze stellen in dem Band die Aufsätze von Tomáš W. Pavlíček und Jan M. Heller dar. Ersterer konzentriert sich auf das Phänomen der Konversionen in den Vikariaten der Prager Diözese von 1896 bis 1904, die er als Feld zur Erforschung des Wandels von Religiosität im Brennpunkt der Modernisierungsprozesse in den böhmischen Ländern begreift. Pavlíček präsentiert auf der Basis einer präzisen qualitativen und quantitativen Analyse der Daten im Archiv des Prager Erzbistums eine Chronologie, Typologie und Geografie von Konversionsphänomenen, die zum besseren Verständnis des Individualisierungsprozesses (nicht nur) im tschechischen religiösen Leben zur Zeit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert beitragen. Jan M. Heller zeigt in seinem Artikel, der religiöse Motive in tschechischen Reiseberichten des „langen“ 19. Jahrhunderts beleuchtet, die Möglichkeiten auf, das analytische Instrument der Literaturtheorie im Dialog mit der Anthropologie, Soziologie und Religionsgeschichte anzuwenden. Heller macht in den Texten von mehr oder weniger bedeutenden tschechischen Autoren des 19. Jahrhunderts (Mrštík, Kollár, Frič, Holeček) unterschiedliche Schichten aus. Er beobachtet hier explizit religiöse Motive, Symbole und Figuren und thematisiert zugleich Religion als „Komponente der Andersartigkeit“ in den identitätsbezogenen Passagen der tschechischen Reiseberichte.

Alle genannten Studien belegen eindeutig, wie gut und ertragreich die tschechisch-deutsche Zusammenarbeit im Bereich der Erforschung religiöser Kulturen des 19. und 20. Jahrhunderts funktioniert. Für einige vielversprechende junge tschechische Historiker, Soziologen, Anthropologen und Literaturwissenschaftler hat dieses bilaterale Projekt eine Tür geöffnet: Sie bekamen die Chance, das wissenschaftliche Handwerk auf europäischem Niveau zu erlernen und so auf grundlegende Weise zur Vertiefung der Integration der tschechischen Geistes- und Sozialwissenschaften in den (west-)europäischen wissenschaftlich-akademischen Raum beizutragen. Das Internationale Graduiertenkolleg läuft mit neuen Kooperationspartnern weiter. Zur Karlsuniversität Prag ist die Masaryk-Universität Brunn (Brno) hinzugestoßen – die Universitäten bringen nach Beendigung der Finanzierung durch die GA ČR auch die Mittel für ihre Kollegiaten auf – sowie eine Studiengruppe der Adam-Mickiewicz-Universität Poznań (Posen).²

Prag

Ondřej Matějka

² Der Autor dankt dem Programm PRVOUK (P 17) an der Fakultät für Sozialwissenschaften der Karls-Universität und dem Programm UNCE (204007), ebenfalls dort.

Holec, Roman: Človek a príroda v „dlhom“ 19. storočí [Mensch und Natur im „langen“ 19. Jahrhundert].

Historický ústav SAV, Bratislava 2014, 341 S., ISBN 978-80-971540-4-2.

Über lange Jahre galt die Annahme, Ostmitteleuropa sei in der sich dynamisch entwickelnden Teildisziplin der Umweltgeschichte unterrepräsentiert. Mit Blick auf die Forschungen historisch arbeitender Geografen und Ethnologen, die sich schon seit Längerem mit Folgen der landwirtschaftlichen Transformation oder Landschaftsveränderungen infolge von Industrialisierung und Urbanisierung beschäftigt haben, muss diese Annahme zumindest relativiert werden. Eine Reihe von Publikationen und laufenden Projekten verdeutlicht inzwischen aber vor allem, dass von einem umwelthistorischen Nachholbedarf in der ostmitteleuropäischen Geschichte nur noch bedingt gesprochen werden kann. Der inhaltliche Schwerpunkt dieser neueren Forschungen liegt eindeutig auf der Zeit des Staatssozialismus. Die Frage, inwieweit die Gesellschaften des östlichen Europas vor 1989 auf einen Ökozid zusteuerten, wird mittlerweile umfassender und kritischer reflektiert als noch vor wenigen Jahren. Aber auch weiterhin stehen Untersuchungen zum Umgang der staatssozialistischen Regime mit Fragen von Verschmutzung und Ressourcenverbrauch oder zu Rolle und Stellenwert der Umweltschutzbewegungen im Zentrum. Diese Schwerpunktsetzung ist naheliegend, stellen sich doch für die Geschichte Ostmitteleuropas in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts grundsätzliche umwelthistorische Fragen, die auch übergreifende Antworten zur Geschichte des Staatssozialismus erwarten lassen – so etwa die Frage danach, inwieweit sich wesentliche Entscheidungen in der Energie- oder Infrastrukturpolitik seit den 1950er Jahren in Ost und West eigentlich unterschieden.

Vielfach fehlt solchen Forschungen freilich die historische Basis, um langfristige Entwicklungen im Verhältnis von Mensch und Natur und länderspezifische Entwicklungen in den staatssozialistischen Ländern einordnen zu können. Wie lässt sich zum Beispiel die Stärke oder Schwäche des Naturschutzes jenseits unmittelbarer politischer Einflüsse erklären? Gibt es historisch bedingte Unterschiede in der Landschaftswahrnehmung, die nach 1945 umweltpolitische Entscheidungen beeinflussen? Mit Blick auf diese Fragen ist es sehr zu begrüßen, dass Roman Holec eine Studie über Mensch und Natur im 19. Jahrhundert vorgelegt hat. Zeitlich greift sie punktuell über die politische Zäsur des Jahres 1918 hinaus. Räumlich nimmt der Autor keine eindeutige Eingrenzung vor, doch geht es neben einigen übergreifenden oder vergleichenden Abschnitten im Wesentlichen um das Gebiet der heutigen Slowakei. Holec räumt zu Beginn ein, dass es sich bei seinem Buch aufgrund fehlender Vorarbeiten nicht um eine Synthese handeln kann. Vielmehr geht es ihm darum, Sonden in einzelne Teilbereiche vorzunehmen. Entsprechend finden sich in der Publikation Abschnitte zum Wandel der Naturwahrnehmung, zum Verhältnis von Landschaft und Nation, zum Tier- bzw. Vogelschutz, zu regionalen Besonderheiten der Industrialisierung sowie zur Rolle des Karpatenvereins.

Während die Überlegungen zur Naturwahrnehmung seit der Aufklärung sehr allgemein gehalten sind, beziehen sich die Ausführungen zur Bedeutung des Waldes konkret auf die heutige Slowakei. Holec, der dem Königreich Ungarn progressive

Forstgesetze attestiert, kann auf die weit ins 20. Jahrhundert hineinreichenden Umweltfolgen politischer Entscheidungen über Waldweide oder kleinbäuerliche Besitzrechte verweisen, die besonders die slowakischen Bergregionen prägten. Dass gerade diese Bergregionen im 19. Jahrhundert von der slowakischen Nationalbewegung als „slowakisch“ aufgefasst wurden, während die Ebenen als „magyarisch“ galten, hatte auch Folgen für die Naturwahrnehmung. Diese Verbindung von Natur und Nation – so etwa die Vorstellung, die Slowaken seien das „ľud tatranský“, das Tatravolk – beeinflusste langfristig die Bewertung von Landschaften, von Natur und ihrer Gefährdung. Roman Holec zitiert zum Beispiel Andrej Hlinka, der vor der Ausbeutung slowakischer Wälder durch „Fremde“ warnte, während die Umweltfolgen der Urbanisierung von der kleinen slowakischen Nationalbewegung nicht wahrgenommen wurden, da etwa Pressburg (Bratislava) lange Zeit als „nichtslowakische Stadt“ galt. An anderer Stelle weist der Autor darauf hin, dass die Schafzucht in den Bergregionen erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die weit ins 20. Jahrhundert reichende Bedeutung erlangte und dort zu umweltrelevanten Folgen der Landnutzung führte. Diese Entwicklung war durch Faktoren wie die Wollkrise, aber auch die Intensivierung der Landwirtschaft in der Ebene bedingt. Neben der Schafzucht geht Holec intensiv auf die sich im 19. Jahrhundert herausbildende Tierschutzbewegung ein, die sowohl den Schutz von Wildtieren und Vögeln als auch die Behandlung von Nutztieren diskutierte. Der Autor sieht in der Tierschutzbewegung neben den Debatten um den Wald zwei zentrale Felder, auf die die entstehende Naturschutzbewegung in der Region aufbaute.

Die Industrialisierung auf dem Gebiet der heutigen Slowakei hatte laut Holec für Mensch und Umwelt lange Zeit geringere Auswirkungen als in anderen Regionen. Dies kann zunächst auf die im zeitgenössischen Vergleich geringeren Dimensionen von Industrialisierung und Urbanisierung zurückgeführt werden. Dennoch wird in dieser Studie deutlich, dass die Slowakei nicht erst mit dem forcierten Industriesaufbau der kommunistischen Staatsführung nach 1948 (der freilich erste Vorläufer in den 1930er Jahren hatte) mit umfassenden Umweltfolgen konfrontiert war. Als Spezifika der Industrialisierung auf dem Gebiet der heutigen Slowakei sieht Holec, dass viele Betriebe unmittelbar an Orten entstanden, an denen Rohstoffe (Holz, Erze) verfügbar waren, sich daraus aber keine Industriestädte bzw. -regionen, sondern eher Inseln der Industrialisierung entwickelten. Gleichwohl konnten dadurch Schäden entstehen, die auch das Wissen um die Labilität der Umwelt langfristig prägten. Laut Holec wurde Liptovský Mikuláš (Liptau-Sankt-Nikolaus) bereits im 19. Jahrhundert häufig als „slowakisches Manchester“ bezeichnet. Ein solcher Vergleich mag uns zunächst unangemessen erscheinen, doch verdeutlicht er, dass die Zeitgenossen sich bereits der sozialen und naturräumlichen Probleme der Industrialisierung bewusst waren. Auch der seit dem Mittelalter in der Slowakei betriebene Bergbau sorgte dafür, dass es ein über den umweltpolitischen Augenblick hinausreichendes Wissen gab. So bezeichnet der Autor Kremnica (Kremnitz) als „Laboratorium des Verhältnisses zwischen jahrhundertelanger Bergbautätigkeit des Menschen und der Umwelt“ (S. 141). Der enorme Holzbedarf des Bergbaus und die Bodenerosion in den landwirtschaftlich genutzten Bergregionen sorgten nicht nur dafür, dass der Wald in den (national-)politischen Debatten einen besonderen Stellenwert

erhielt, sondern auch dafür, dass forstwissenschaftliche Einrichtungen und Auf- forstungsinitiativen entstanden.

Die verdienstvolle Publikation von Roman Holec bietet zahlreiche Einblicke in die Entwicklung im Verhältnis von Mensch und Umwelt in der slowakischen Ge- schichte. Der Ansatz, die Umweltgeschichte des Landes anhand einzelner Sonden zu erzählen, eröffnet zwar viele Perspektiven, doch sorgen die dadurch notwendigen Hinführungen zu den Teilthemen für Redundanzen. Am Ende des Bandes hat sich der Autor gegen ein Fazit entschieden. Stattdessen formuliert er abschließend „Fragen statt Antworten“. Diese eröffnen dem Leser nochmals neue Perspektiven, doch hätte man sich gewünscht, dass die im Buch präsentierten Teilstudien zum Schluss zu umwelthistorischen Leitlinien der slowakischen Geschichte zusammengeführt worden wären. Gleichwohl hat Roman Holec eine wichtige Studie vorgelegt, die Orientierung für weitere Forschungen bietet. Zudem öffnet er den Blick auf länger- fristige Entwicklungen und Prägungen, die gerade für umwelthistorische Studien zur Zeitgeschichte Ostmitteleuropas nicht zu unterschätzen sind.

München

Martin Zückert

Johnston, William M.: Zur Kulturgeschichte Österreichs und Ungarns 1890-1938. Auf der Suche nach Gemeinsamkeiten.

Böhlau, Wien, Köln, Weimar 2015, 328 S., ISBN 978-3-205-79541-4.

William M. Johnston ist einer der tiefsten Kenner der habsburgischen Kultur- geschichte in der Zeit der Moderne um 1900, wovon vor allem sein inzwischen in vierter Auflage vorliegendes Standardwerk „Österreichische Kultur- und Geistes- geschichte“ zeugt.¹ Mit seinem neuesten Buch legt er einen synthetisierenden Forschungsbericht vor, der das Ziel hat, die vielfältigen Forschungsergebnisse, viel- fach in „obskuren Zeitschriften“ (was meint er damit?) erschienen, die vom Main- stream der Forschung häufig nicht zur Kenntnis genommen wurden, in Form eines bibliografischen Wegweisers zu präsentieren (S. 21). Zugleich soll damit das Reper- toire an kulturgeschichtlichen Schlüsselbegriffen eine Erweiterung finden (S. 227). Auf diese Weise eröffnete sich ein „alternativer Kanon an Sekundärliteratur zur Doppelmonarchie und ihrer Kultur“ (S. 20). Geleitet von dem Anspruch einer kul- turvergleichenden Forschung geht es Johnston darum, aus dem Grenzfluss zwischen Österreich und Ungarn, einer „Leitha des Vergessens“ eine „Leitha der Erinnerung zu machen“ (S. 15), also eine „Kulturgeschichte der Doppelmonarchie“ (S. 23) zu skizzieren, die von Asymmetrien der Aufmerksamkeit geprägt sei, die es zu über- winden gelte (S. 25).

Richtete das ältere Paradigma der geisteswissenschaftlichen Habsburgforschung einen exklusiven Fokus auf Wien um 1900, so habe sich längst ein alternativer Kanon herausgebildet, der den Blick auf die Kultur der gesamten Monarchie lenke und der im neuen Paradigma eines „Zusammenleben[s] verschiedener Ethnizitäten das Poten-

¹ *Johnston, William M.: Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte. Gesellschaft und Ideen im Donauraum 1848 bis 1938.* Wien, Köln, Weimar 2006.

tial, neue Ideen und konstruktive Zusammenarbeit freizusetzen“ erkenne (S. 28), während im älteren Paradigma „daraus nur allzu oft Einsamkeit, Neurose und inter-ethnischer Konflikt“ herausgelesen würden (S. 28). Der damit konzipierte neue Doppelmonarchie-Ansatz, für den eine „Neukonzeptualisierung der Beziehungen der Teile zum Ganzen“ erforderlich sei, trage der „heterogenen Kultur der Doppelmonarchie“ Rechnung, die das „intellektuelle Abenteuererturn“ geradezu erfordere (S. 22), welches vor allem in kürzeren Artikeln und weniger in Monografien gestattet sei. Es geht Johnston somit um die Gemeinsamkeiten von österreichischer und ungarischer Kultur, die er in diesen Studien nachzuweisen sucht – und das durchaus erfolgreich.

Aufgeteilt in Kapitel zu „zukunftsweisenden Historikern“ und „wegweisenden Themen“ wird der Fokus gleichermaßen auf die unterschiedlichen intellektuellen Akteure und deren Ideen gelenkt. So fungieren im ersten Teil Architekturhistoriker als Pioniere einer transnationalen Perspektive, die den Blick auf die Verbindung von Ethnizität und Territorium werfen und Bauwerke in ihrer kommunikativen Dimension analysieren. Architektur bietet wie die Operette und das Drama „Vokabularien der Kultur in den Debatten zwischen Ethnizitäten, Ideologen, Künstlern und Verwaltungsbeamten“, wobei das individuelle Bauwerk immer auch überpersonale „politische und soziale Bedeutungen“ entfaltet (S. 45).

Die mitteleuropäische Bildungsethik im folgenden Kapitel dient als Grundlage des „österreichischen Menschen“, dem Johnston bereits eine eigene Studie gewidmet hat.² Dessen zentrale Charakteristika sind: der Dienst an einer idealisierten Dynastie, die fehlende Identität mit der lokalen Heimat, die Abgrenzung von Preußen-Deutschland (S. 46). Ausgehend von Hugo von Hofmannsthals Essays setzt sich Johnston erneut mit Oskar Bendas Konzept des Dienstadels und mit der Anton Gindeley-Illusion auseinander, dem „flüchtigen Experiment transnationaler Kooperation“ (S. 56).

Nach Charles S. Maiers Aufsatz „City, Empire, and Imperial Aftermath“ und der Studie von Virgil Nemoianu nennt Johnston als dritte Quelle drei zentrale Artikel von Wolfgang Grassl und Barry Smith, die, vorbereitet von Marcel Cornis-Pope, das Konzept einer marginozentrischen urbanen Kultur vertreten und am Beispiel von Czernowitz, Temesvar und Großwardein ausarbeiten (S. 73). Die Vermischung von Ethnizitäten begünstige marginozentrische Städte als Orte, deren Logik „wesentlich geprägt [sei] von der Überwindung von Grenzen – administrativen Grenzen zwischen Regionen oder kulturellen Grenzen zwischen verschiedenen Ethnizitäten.“ (S. 75) Hierfür steht vor allem Czernowitz bzw. die Bukowina als Versuchslabor für ein vereintes Europa (S. 76).

Johnston folgt dabei vor allem der „Theorie Österreichs“ von Grassl und Smith, nach der marginozentrische Städte und Regionen nicht nur harmonisierend im Zusammenleben wirkten, sondern auch innovativ auf intellektuellem Gebiet (S. 81). Am Beispiel Bartók wird der Nachweis einer „unerhörten Vielfalt transleithanischer Volksmusik“ geführt, ein „ständiges Geben und Nehmen von Melodien“, ein „stän-

² *Ders.*: *Der österreichische Mensch. Kulturgeschichte der Eigenart Österreichs*. Wien, Köln, Graz 2010.

diges Kreuzen und Wiederkreuzen“ (S. 82); Kulturkontakt wird hier verstanden als Anregung zur Ausbildung neuer Stilarten und zur Hybridisierung (S. 83). Gerade der interethnische Charakter des Habsburgerreiches mit einer „ungebremsten Vermehrung von Kreuzungs- und abermaligen Kreuzungsvorgängen“ scheint in besonderer Weise als Voraussetzung für Kreativität gewirkt zu haben (S. 86). Es ist die Verbindung aus Individualität mit den Traditionen der unterschiedlichen ineinander verschränkten Bezugssysteme, die als spezifisch österreichisch-ungarische Kreativität erkannt wird (S. 86) und in der die Monarchie als abhängige Formation erscheint, in der Gelingen und Scheitern gleichermaßen angelegt seien (S. 88). Das Fazit nach Grassl und Smith (*On Creativity and the Philosophy of the Supranational State*):

Charakteristisch für die Kreativität, die sich im supranationalen Österreich manifestierte, ist nicht einfach die Verschiedenheit der Elemente, sondern die Fusion und Re-Fusion ganzer Bezugssysteme (Sitten und Bräuche, Sprachen, Traditionen, Praktiken). Die einzelnen kulturellen Produkte sind daher nicht bloß neue Kombinationen bereits vorhandener Elemente, sondern Manifestationen neuer Formen und Bedeutungen, die durch die sie umgebenden neuen, komplexeren Bezugssysteme ermöglicht werden. (S. 89)

Das folgende Kapitel setzt sich mit dem Konzept der Pluralität auseinander, das von Wissenschaftlern wie György Vajda, István Fried, Péter Hanák, Moritz Csáky und Ákos Moravánsky entwickelt wurde, um Nachweise von „Gemeinsamkeiten in Literatur, Musiktheater, architektonischer Praxis, Etikette und dem Verhaltenskodex des Militärs“ zu liefern (S. 91). Habsburg fungiert als „Arena kultureller Pluralität“ (S. 92), wobei sowohl Tendenzen zu vielfältigen kulturellen Identitäten als auch Abgrenzungen voneinander bis hin zu wechselseitigem Hass (S. 92), also Inklusion und Exklusion gleichermaßen, konstatiert werden. Pluralität entsteht durch exogene Einflüsse, genannt wird eine gesamteuropäische Pluralität, die geprägt ist durch Spanien und Flandern, die Deutschen in Wien und Prag, sowie durch endogene Einflüsse über autochthone kulturelle Codes der jeweiligen Subregionen (Kronländer). Für Habsburg wird dabei eine soziokulturelle Multipolarität der Bezugssysteme fest postuliert, die sowohl endogene als auch exogene Pluralität (S. 93) und damit Ethnogenese förderten. Dabei wird keine einseitige Konzeption von Multikulturalität vertreten, sondern Mitteleuropa als „Konzept polyphoner, hybrider Kulturen“ (S. 94) verstanden.

Johnston wendet sich dann den literarischen Kulturgeschichten wie der von György Vajda zu, der eine literarische Phänomenologie der Doppelmonarchie-Kultur in der Tradition von Edmund Husserl konzipierte, die von einer Synthese bzw. Abmilderung der Extreme der französischen Aufklärung und der deutschen Romantik ausging und damit eine Erklärung für die Ausprägung des habsburgischen Biedermeier fände (S. 109), einer literarischen Entwicklung, die sich als spezifische kulturelle Tradition bis auf Kafka verfolgen lasse:

Die Situationen und Ereignisse in [Kafkas] Geschichten fluktuieren zwischen Realität und Traumwelt; sie bewegen sich hinüber und herüber und realistische Details und groteske und phantastische Elemente wechseln einander ab, als wären Realität und Fantasie prinzipiell durch keine Grenze getrennt. (S. 116)

Kennzeichen der österreichisch-ungarischen Schriftsteller sei, so das phänomenologische Bild, dass sie sich an einen unbequemen aktuellen Zustand klammern und ein dahinter liegendes Wesen postulieren (S. 116):

Im Rückblick auf die historische Formierung der Monarchie neigt man dazu zu meinen, diese sei einstmals ein Europa im Kleinformat gewesen, dessen *telos* – ein homogener Staat einander in Freundschaft zugetaner Völker und Nationen – niemals den Zustand einer gereiften Gestalt erreichen konnte, der deshalb, ähnlich der gereiften Gestalt Europas, in unendlicher Ferne lag. (S. 117)

Und damit ist man bei der These einer unter der Oberfläche der Feindseligkeit liegenden, tieferen Form von Verwandtschaft:

Die Nationen [der Doppelmonarchie] hassten einander, und die Intellektuellen, Schriftsteller und Künstler in Städten wie Prag, Zagreb, Bratislava, Sarajevo fühlten sich von beiden Nationen, die dem Doppelstaat seinen Namen gaben, unterdrückt; die verschiedenen Nationalitäten angehörigen Offiziere und gemeinen Soldaten konnten einander nicht ausstehen [...] Trotzdem kann man über Bürger der großen mitteleuropäischen Monarchie dasselbe sagen, was Husserl über die verfeindeten Nationen Europas sagte, dass sie nämlich ungeachtet aller Gefühle von Feindseligkeit in ihrem Innersten ein geheimes Gefühl naher Verwandtschaft und eines vertrauten Zuhauses nährten. (S. 117 f.)

Johnston setzt sich ferner mit Peter Weibels These eines kreativen Potentials der Emigration und mit dem Konzept einer dritten Kultur, in der Kunst und Wissenschaft verschmelzen, auseinander (S. 136) und knüpft an die Darstellung der Moderne bei Endre Kiss (S.129-132) an, dessen Ablaufschema mit dem Auftreten „heroischer Meister“ (wie Baudelaire, Ibsen, Strindberg, der frühe Nietzsche) beginnt, an die Vertreter des multinationalen Habsburg, Wiens und Budapests um 1900 an die die Phase von Vertretern des multinationalen Habsburg, Wiens und Budapests (Bahr, Schnitzler, Altenberg, der junge Hofmannsthal) anknüpft, die dann wiederum von der Phase der Avantgarde abgelöst werde, die aber nicht mehr in Wien und Budapest erfolgte. Ein weiteres Konzept, mit dem sich Johnston befasst, sind die Bestimmungen von Wirklichkeit bei Joseph Stern (S. 150 f.), der in Bezug auf die Moderne in Habsburg einen prekären Geisteszustand als Produkt einer Mythen schaffenden Vorstellungskraft, der zudem nur schwer zu erreichen sei, postuliert. Ferner könnten Dinge, die nicht schön oder sicher sind, realer als alles andere sein. Und schließlich erfolge eine Perpetuierung der alten Dichotomie von Wirklichkeit und Sprache.

Damit kommt Johnston zum Konzept des Doppelmonarchie-Menschen, dessen Charakteristika bei Mihaly Babits in der Politisierung der bisher unpolitischen österreichischen Autoren durch den Weltkrieg (Hofmannsthal, Bahr) gegenüber einer Entpolitisierung bzw. Entfremdung in Ungarn wie bei Ady und Babits erkannt werden, die den Krieg als das Ende Ungarns und Europas wahrnahmen (S. 166). Ein weiteres Konzept des österreichischen Menschen wird von Desző Kostolányi entworfen. Der österreichische Mensch sei apolitisch und monarchisch eingestellt, befasse sich mit den eigenen, inneren Widersprüchen und deren radikaler Introversion (Schnitzler, Werfel, Zweig, Altenburg), stehe in der Spannung zwischen germanischer Tiefe des Nordens und südländischer Leichtlebigkeit (Italien) und sei Träger eines quintessenzialistischen Selbst. Dies führe zu dem Konzept des beinahe Tragischen (S. 176), das sich aus Attribuierungen wie Wachsein und Traum, Humor und Metaphysik, Lebenskunst und Todeskunst, Tod und Lachen, Leben und Tod zusammensetzte (S. 176).

Im Ergebnis gelangt Johnston damit zu einer Rückständigkeitsthese, die besagt, dass niemand vor 1914 die Eigenart von Cis- und Transleithanien erfassen konnte

(S. 179) und dass die „verspätete Blüte dieser Kultur [...] zu einer – noch deutlicher wahrnehmbaren – Verspätung im Verständnis dieser Kultur“ führte (S. 180). Insgesamt ergibt sich aus der Analyse der unterschiedlichen intellektuellen Konzepte ein Bild Habsburgs als „Arena des innovativen Denkens“ (S. 252) zwischen ginde-lyistischem, transkulturellem Ideal und ethnischen Dauerkonflikt (S. 255), das gleichwohl erst lange nach dem Zweiten Weltkrieg in das allgemeine Bewusstsein gelangen konnte.

Bei den wegweisenden Themen im zweiten Teil setzt sich Johnston mit den intellektuellen Beziehungen zwischen der Doppelmonarchie und Russland im Kontext der Hypothese eines West-Ost-Gefälles auseinander, das allerdings durch die margin-zentrischen Regionen nicht auf Habsburg übertragen werden könne.

Johnston wendet sich ferner der Psychoanalyse im Austausch zwischen Österreich und Ungarn zu, setzt sich mit der Problematik der Unklassifizierbarkeit schöpferischer Geister (z. B. Franz Kafka) auseinander, die auch durch das Desiderat eines (positiven) Selbstbildes bis 1914 erklärt werden kann (S. 229), und diskutiert negative Einschätzungen, also jene Positionen, die dem Konstrukt Habsburg ablehnend bis feindlich gegenüberstehen wie die von Endre Ady, Karl Kraus, Adolf Loos, Miroslav Krleža und Jaroslav Hašek bzw. die, wie Ernest Gellner, nicht nur keinen konstruktiven Austausch, sondern ausschließlich gegenseitige zerstörerische Rivalitäten erkennen (S. 268), die keine Hybridisierung, sondern nur antinomische Tendenzen konstatieren: urbane liberale Individualisierung und „Suche nach gewachsenen Wurzeln in einer bäuerlichen Vergangenheit nationalistischer Ideologie“ (S. 269). Dabei korreliere gerade das Fehlen einer systematisch negativen Kritik und Einstellung mit den nicht vorhandenen apologetischen Positionen vor 1914 (S. 252), woraus sich die Ambivalenz des Österreichischen insgesamt ergäbe. Der bezogen auf mögliche Identitätswürfe transethnische und bezogen auf Patriotismusangebote transnationale österreichische Mensch (S. 255) besitze eben als Antipoden den österreichischen Xenophoben (S. 264). Kultureller Austausch fungiere vor dieser Folie nur als Akzeptanz gegenseitiger Kontamination (S. 263).

William Johnston hat damit einen höchst verdienstvollen „Forschungsbericht“ vorgelegt, der nicht nur das Feld der Habsburgstudien fundiert vermisst, sondern in dem die unterschiedlichsten Ansätze konsequent systematisiert und somit weiterführende Forschung zur Verfügung gestellt werden.

Jena, Weimar

Steffen Höhne

Kaiserová, Kristina / Kunštát, Miroslav (Hgg.): Die Suche nach dem Zentrum. Wissenschaftliche Institute und Bildungseinrichtungen der Deutschen in Böhmen (1800-1945).

Waxmann, Münster, New York 2014, 499 S., ISBN 978-3-8309-3202-4.

Die zentrale Rolle von Bildungs- und Wissenschaftsinstitutionen für Prozesse sozialer Vergemeinschaftung und kollektiver Identifikation wird in der Forschung seit längerem erkannt, gerade auch mit Blick auf die böhmischen Länder. Dass in der Beschäftigung mit der deutschböhmischen Bildung und Wissenschaft aufgrund der

großen Bedeutung der Prager Universitäten ein gewisser Pragozentrismus zu verzeichnen ist, ist dabei durchaus verständlich. Umso wichtiger allerdings, dass sich nun ein Sammelband (eine Übersetzung eines von Kristina Kaiserová 2011 herausgegebenen Bandes) mit der Entwicklung von Bildungs- und Wissenschaftsinstitutionen befasst, in dem explizit auch der Blick auf die „Provinz“ gelenkt wird. Vorgelegt werden die Ergebnisse eines von der staatlichen Forschungsförderungsagentur der Tschechischen Republik, der Grantová agentura (GA ČR), unterstützten Projekts zu den deutschböhmisches Bildungs- und Wissenschaftsinstitutionen zwischen 1800 und 1945, wobei die Aufmerksamkeit sich nicht nur auf Prag, sondern auch auf die regionalen Zentren und die interregionalen Konkurrenzen richtet.

Eine umfassende Überblicksskizze von Miroslav Kunštát (Zentren und Peripherien der Deutschböhmern in Wissenschaft und Bildung, S. 9-72), eröffnet das Thema. Kunštát zeichnet den Prozess der Institutionalisierung und Professionalisierung in Wissenschaft und Bildung nach, eine Entwicklung, die insbesondere durch eine fortschreitende nationale Integration und Abgrenzung geprägt war. Hierzu liefert er einen fundierten Forschungsüberblick zunächst zur Entwicklung der Universitäten. Darstellungen zu weiteren Institutionen, dem Landesmuseum, den Akademien der Wissenschaften, weiteren Vereinen, schließen sich an. Der Autor verfolgt dabei die Entwicklung wichtiger Institutionen durch die Zeit des Protektorates und bis nach 1945, als mit dem Adalbert-Stifter-Verein und dem Collegium Carolinum einschlägige institutionelle „böhmische“ Neugründungen im Bereich Wissenschaft und Kultur entstanden. Kunštát hat damit ein Feld eröffnet, an das die Fallstudien des Bandes sinnvoll anknüpfen können, so Petr Lozoviuk mit einer Analyse der deutschen Volkskunde als Nationalwissenschaft (S. 73-118) in Böhmen oder Alena Mišková mit einer Untersuchung der diversen Pläne, die Prager deutschen Hochschulen in die „Provinz“ zu verlagern („Heraus aus Prag!“ – Pläne für den und Umzüge von deutschen Hochschulen in Böhmen, S. 119-143). Aussichtsreiche Kandidaten waren vor allem Aussig (Ústí nad Labem) und Reichenberg (Liberec). Geleitet wurden diese Überlegungen von dem Willen, ein deutschböhmisches Zentrum der Bildung und Wissenschaft zu gründen, da Prag aufgrund der tschechischen Bevölkerungsmehrheit als ein Zentrum ohne ausreichendes Umfeld galt. Aufschlussreich erscheinen hier vor allem die diversen Anträge des akademischen Senats aus der Zeit nach 1920, in denen immer wieder eine Verlegung des Standortes der Prager Deutschen Universität ins Spiel gebracht wurde. Ähnliche Überlegungen bestanden hinsichtlich der Prager Technischen Hochschule, wie Milena Josefovičová nachweist (Verlegen oder Belassen? Zu den historischen Versuchen, die Deutsche Technische Hochschule in Prag an einen anderen Ort zu verlegen, S. 145-165). In diesem Zusammenhang sei auch gleich auf die Studie von Miloslava Melanová verwiesen, die sich Reichenberg als (heimlicher) Hauptstadt Deutschböhmens zuwendet (Die Hauptstadt Deutschböhmens? Reichenberg zwischen 1848 und 1918, S. 337-370) und auf die Studie von Václav Houfek und Kristina Kaiserová zur Rolle Aussigs als Zentrum der Deutschen in Böhmen (Aussig im 19. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Auf dem Weg zum Zentrum der Deutschen in Böhmen? S. 423-453).

In weiteren Beiträgen werden Analysen zum Bildungswesen vorgelegt, so von Marie Macková zu den deutschsprachigen Mittelschulen und bzw. zum kirchlichen

Schulwesen (Das deutschsprachige Mittelschulwesen von 1866 bis zum Untergang der österreichischen Monarchie, S. 167-189; Das kirchliche Schulwesen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, S. 307-327), von Kristina Kaiserová zur Volksbildung im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (S. 201-223) sowie zu weiteren Institutionen und zu Ausstellungen. Das deutsche Bibliothekswesen in Böhmen (S. 371-391), so Václav Houfek, das im 18. Jahrhundert seinen Anfang nahm, spielte immer eine wichtige Rolle als „Stifter des nationalen historischen Gedächtnisses“ (S. 225). Eine vergleichbar nationalkulturelle Bedeutung kommt der Museumslandschaft und den Ausstellungen zu, was Václav Houfek und Tomáš Okurka anhand des Landesmuseums, des späteren Nationalmuseums, der Privatgesellschaft patriotischer Kunstfreunde, den späteren Heimatmuseen oder den diversen Industrie- und Gewerbeausstellungen bzw. dann der Allgemeinen Landesausstellung überzeugend nachweisen (Das deutsche Museums- und Ausstellungswesen in Böhmen, S. 235-273). In diesem Kontext sei auch die Fallstudie zur Deutschböhmisches Ausstellung in Reichenberg im Jahr 1906 (S. 371-391) von Tomáš Okurka erwähnt.

Man hat es mit einem sehr breit, aber durchaus kohärent angelegten Sammelband zu tun, den den Blick vom gut erforschten Prag auf die böhmische Region lenkt und Fragen von Peripherie und Zentrum überzeugend verhandelt, wobei insbesondere die böhmischen Regionalzentren Reichenberg und Aussig, aber auch Eger (Cheb) Berücksichtigung finden. Insofern bildet der Band eine wichtige Ergänzung zu bisher vorliegenden Studien zu den deutschen Bildungs- und Wissenschaftseinrichtungen in Böhmen. Schade nur, dass man bei diesem doch recht umfangreichen Werk auf ein Register verzichtet hat.

Jena, Weimar

Steffen Höhne

Kořalka, Jiří/Hoffmann, Johannes (Hgg.): Tschechen im Rheinland und in Westfalen 1890-1918. Quellen aus deutschen, tschechischen und österreichischen Archiven und Zeitschriften.

Harrassowitz Verlag, Wiesbaden 2012, 426 S. (Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund 44), ISBN 978-3-447-06697-6.

Die Arbeitszuwanderung in das rheinisch-westfälische Industriegebiet im langen 19. Jahrhundert ist seit längerer Zeit ein recht gut erforschtes Thema der historischen Migrationsgeschichte. Das Hauptaugenmerk lag dabei auf der stärksten Migranten-Gruppe der Polen und Masuren, zudem wurde den italienischen, niederländischen und slowenischen Zuwanderern Aufmerksamkeit gewidmet. Allerdings kamen im Laufe des 19. Jahrhunderts auch einige zehntausend Tschechen in das Rheinland und nach Westfalen, die bisher so gut wie gar nicht in den Blick der historischen Forschung gelangten.

Der vorliegende Quellenband, der von dem im Januar 2015 verstorbenen tschechischen Historiker Jiří Kořalka gemeinsam mit dem ehemaligen Leiter der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund Johannes Hoffmann herausgegeben wurde, ist dieser Gruppe gewidmet und somit ein erster Schritt zur Schließung dieser Forschungslücke. Kořalka und seine Frau Květa Kořalková haben in deutschen, tschechischen und österreichischen Archiven sowie Zeitschriften

Dokumente über tschechische Arbeitsmigranten in den preußischen Provinzen Rheinland und Westfalen aufgespürt. Herausgekommen ist eine Edition, die neben einem ausführlichen einleitenden Beitrag aus der Feder des Ehepaars zahlreiche Quellen aus den Jahren von 1889 bis 1918 sowie eine Übersicht über tschechische Vereine sowie Vereinslokale in einzelnen Städten und Ortschaften bietet. Hinzu kommen ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie Orts- und Personenregister.

Bereits im einleitenden Beitrag werden einige Merkmale aufgezeigt, welche die kleinere Gruppe der Tschechen vor allem von der wesentlich größeren Gruppe der Polen und Masuren unterschied. Letztere stammten schließlich hauptsächlich aus der Provinz Posen, Oberschlesien sowie dem südlichen Ostpreußen und waren somit deutsche Staatsbürger, während die meisten Tschechen aus der Habsburgermonarchie zugewandert und somit ausländische Arbeitsmigranten waren. Auch unterschied sich die Sozial- und Berufsstruktur beider Gruppen wesentlich: Waren die Polen und Masuren von Anfang an meist Bergleute, deckte die erste Phase der tschechischen Zuwanderung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts alle möglichen Berufszweige ab. Besonders viele von ihnen waren Handwerker, die alleine kamen: Schneider, Tischler, Schlosser usw. Die nach der Jahrhundertwende einsetzende zweite, deutlich stärkere Phase der Zuwanderung brachte dann vor allem tschechische Bergarbeiter (zuweilen mit ihren Familien) in den Westen Deutschlands.

Die Tschechen wohnten meist zerstreut und konnten sich oft gut in deutscher Sprache verständigen – dies gilt auch für viele der Bergarbeiter, besonders diejenigen, die aus den nordwestböhmischen Kohlegebieten stammten. Politisch waren sie deutlich unauffälliger als die „Ruhrpolen“, die oft gemeinsam in Kolonien wohnten und angesichts des Konflikts zwischen den deutschen Behörden und der polnischen Nationalbewegung sowie den damit verbundenen deutschen Assimiliationsbestrebungen wesentlich stärker politisiert waren. Allerdings konnten die Tschechen als Ausländer im Falle einer Konfrontation mit der Obrigkeit ausgewiesen werden, was für die preußischen Polen natürlich nicht galt. Insgesamt erklären auch diese Hintergründe die bisher fehlende Aufmerksamkeit gegenüber den tschechischen Zuwanderern: Sie waren nicht nur geringer an Zahl, sondern auch unauffälliger als die „Ruhrpolen“. Die tschechische Vereinslandschaft gliederte sich in kleinbürgerlich-patriotische, sozialdemokratische und katholische Gruppen. Doch wenn auch der Organisationsgrad der Tschechen verhältnismäßig hoch war, so blieb doch ihre Mehrzahl den Vereinen fern.

Die sorgfältig edierten Quellen liefern hierzu bemerkenswerte Belege, wie zum Beispiel die 1890 formulierte Klage eines national gesinnten Tschechen, der in der ersten Zuwanderungsphase in Barmen (heute ein Stadtteil Wuppertals) einen tschechischen Verein gründen wollte:

[...] Ich habe hier eine Wüste, zwölf Jahre war ich in tschechischen Vereinen tätig, und hier ist es unmöglich, einen Verein zu gründen. Tschechen gibt es hier genug, aber das sind vertrackte wienerische Tschechen; bei diesen Leuten ist jede Anstrengung zwecklos. [...] Wer direkt aus Böhmen kommt, der ist gewöhnlich ein guter Tscheche. (S. 60)

Bereits ein Jahr später konnte er jedoch einen Verein gründen und sah die Angelegenheit ungleich positiver. Wie subjektiv solche Wahrnehmungen also auch immer waren: Genau solche Quellen lassen Editionen dieser Art weit über das engere

Thema hinaus bedeutsam erscheinen, denn die vielfältigen Bezüge der Zuwanderer zu ihren Herkunftsregionen mit ihren Traditionen sowie sozialen, konfessionellen, nationalen und (partei-)politischen Gemengelagen sind äußerst aufschlussreich für ihre Selbst- und Fremdwahrnehmung – gerade auch im Vergleich mit anderen Zuwanderergruppen.

Zahlreiche der abgedruckten Quellen beziehen sich auf Gründungen von Vereinen und das Leben in diesen, sie bieten außer einem organisationsgeschichtlichen Wert auch Informationen über das Zusammenleben und manchmal Streitigkeiten innerhalb der tschechischen Gemeinschaft. Viele dieser Dokumente waren in tschechischen Auslandszeitschriften (vor allem im „Český vystěhovalec“/Der tschechische Auswanderer) abgedruckt. Ferner enthält die Edition weitere Quellenarten wie Reiseberichte von Geistlichen, Verwaltungs- und Polizeiberichte sowie Dokumente deutscher Behörden. Besonders interessant sind Erinnerungen von Migranten an ihre Zeit in Deutschland, gerade im Vergleich zu anderen Staaten oder der Heimat. So schwärmt ein Arbeiter 1948 im Rückblick vom guten Verdienst, interessanten Städten und guten Lebensbedingungen im Rheinland und in Westfalen in den Jahren 1905/06, doch habe er sich, als er „aus dem Polizei- und Militärstaat Deutschland nach Belgien kam [...] wie ein freigelassener Tiger“ (S. 80) gefühlt.

Dass die Tschechen wie die Ruhrpolen zuweilen einer besonderen politischen Beobachtung unterstanden, belegt ein Bericht des Polizeipräsidiums Essen von 1910. Ihm zufolge erforderte das Vereinsleben der Tschechen „wegen der bekannten deutschfeindlichen Bestrebungen der nationaltschechischen Bewegung [...] besondere Aufmerksamkeit“ (S. 137 f.). In manchen Fällen sind im Band auch innerbehördliche Kommunikations- und Entscheidungsprozesse nachzuvollziehen, so wollte etwa der Regierungspräsident in Düsseldorf dem vom Essener Polizeipräsidenten geforderten Einschreiten gegen politische (insbesondere sozialdemokratische) Aktivitäten aus taktischen Erwägungen nicht zustimmen (S. 143 f. und 152 f.). Wenig später kam es jedoch zu Ausweisungen und Zuzugsbeschränkungen gegenüber tschechischen (und ausländischen polnischen) Arbeitsmigranten, die auch einen Schatten auf die deutsch-österreichischen Beziehungen warfen. Hier handelte es sich allerdings wohl in erster Linie um eine Regulierung des Arbeitskräfteangebots in Zusammenhang mit dem Vorwurf einer angeblichen „Lohndrückerei“ durch die Zuwanderer. Diese Probleme sind vor dem Hintergrund eines starken Zustroms von tschechischen Bergleuten zu sehen, die in ihrer Heimat keine günstigen Erwerbsperspektiven sahen – was übrigens zusätzlich mit Berichten böhmischer Bezirkshauptmannschaften dokumentiert wird.

Das tschechisch-nationale sowie konfessionelle und/oder sozialdemokratische Bewusstsein zahlreicher aktiver Vereinsmitglieder scheint stark gewesen zu sein. So schrieben am 14. Dezember 1918 gleich sieben tschechische Vereine aus dem Rheinland und Westfalen einen gemeinsamen „Gruß an die Tschechoslowakische Republik“: „Vergesst nicht die Tausende Eurer Brüder in der Fremde, vergesst nicht die Tausende tschechischer Kinder, die entnationalisiert werden, verachtet sie nicht, wenn ihre tschechischen Herzen sich nach ihrer Heimat, nach der Heimat ihrer Väter sehnen!“ (S. 388). Allerdings könnte an dieser Stelle wie auch bei anderen Gelegenheiten eine Schiefelage in der Wahrnehmung der tschechischen Zuwanderer-

gesellschaft im Westen Deutschlands entstehen. Denn naturgemäß beziehen sich sowohl Vereinsüberlieferungen als auch behördliche Quellen meist auf die organisierten und national gesinnten Tschechen – und damit eben nicht auf die Mehrzahl derjenigen, die ihrer Arbeit nachgingen, später wieder in ihre Heimat zurückkehrten oder sich in die Aufnahmegesellschaft integrierten und somit tatsächlich „entnationalisierten“. Der Blick auf diese Mehrheit bleibt also in den Quellen unscharf bzw. ist dort oft negativ geprägt.

Diese Schiefelage ist allerdings nicht den Herausgebern anzulasten, sondern der Quellenlage geschuldet. Dies gilt auch für zeitliche Ungleichgewichte: Die meisten Dokumente sind nach der Jahrhundertwende entstanden, für die Zeit von 1889 bis 1899 sind lediglich 13 abgedruckt. Die Nutzung des Bandes wird leider dadurch erschwert, dass die Quellen nicht thematisch, sondern chronologisch geordnet sind und kein Verzeichnis mit einer Sachgliederung oder mit Regesten angefertigt wurde. Eine genauere Orientierung im Band fällt somit schwer. Dies mindert jedoch nicht die Bedeutung dieser Publikation, die einen äußerst wertvollen Beitrag zur historischen Migrationsforschung darstellt.

München

Volker Zimmermann

Lenderová, Milena/Halířová, Martina/Jiránek, Tomáš: Vše pro dítě! Válečné dětství 1914-1918 [Alles für das Kind! Kriegskindheit 1914-1918].

Paseka, Praha, Litomyšl 2015, 477 S., ISBN 978-80-7432-499-4.

Obwohl die historische und sozialwissenschaftliche Kindheitsforschung ihre Schwerpunkte vor allem in den USA und dem Vereinigten Königreich hat, kann doch konstatiert werden, dass sich in den letzten Jahren die Frage nach der Geschichte der Kindheit auch in Osteuropa eines wachsenden Interesses erfreut. Gerade in der tschechischen Historiografie sind zahlreiche Abschlussarbeiten, einzelne Studien sowie einige größere Forschungsprojekte zu diesem Thema entstanden.¹

So belegt die Kollektivmonografie „Vše pro dítě“ dieses wachsende Interesse am Thema Kindheit und verbindet dieses mit der aktuellen Erinnerungs- und Forschungskonjunktur zum Ersten Weltkrieg. In ihrem Vorwort stellt Milena Lenderová zu

¹ Unter anderem von den Autoren dieses Buches: *Lenderová, Milena/Rýdl, Karel* (Hgg.): *Radostné dětství? Dítě v Čechách devatenáctého století [Glückliche Kindheit? Das Kind im Böhmen des 19. Jahrhunderts]*. Praha 2006. – *Lenderová, Milena*: *Zrození dětství [Die Geburt der Kindheit]*. In: *Scientific Papers of the University of Pardubice. Series C, Institute of Languages and Humanities* 7 (2001) 63-79. – *Jiránek, Tomáš/Kubeš, Jiří* (Hgg.): *Dítě a dětství napříč staletími. 2. Pardubické bienále 4.-5. dubna 2002 [Kind und Kindheit quer durch die Jahrhunderte. 2. Biennale von Pardubice, 4.-5. April 2002]*. Pardubice 2003. – *Halířová, Martina*: *Sociální patologie a ochrana dětství v Čechách od dob osvěcenství do roku 1914: disciplinace jako součást ochrany dětství [Sozialpathologie und Kinderschutz in Böhmen von der Zeit der Aufklärung bis 1914: Disziplinierung als Teil des Kinderschutzes]*. Pardubice 2012. – Siehe auch z. B. *Fejtová, Olga* (Hg.): *Děti ve velkoměstech od středověku až na práh industriální doby [Kinder in Großstädten vom Mittelalter bis zur Schwelle des Industriezeitalters]*. Praha 2012. – *Knapík, Jiří* u. a. (Hgg.): *Děti, mládež a socialismus v Československu v 50. a 60. letech [Kinder, Jugend und Sozialismus in der Tschechoslowakei der 50er und 60er Jahre]*. Opava 2014.

Recht fest, dass die Erforschung der Kindheit im Ersten Weltkrieg deutlich hinter der Zahl der Arbeiten zum Zweiten Weltkrieg zurücksteht. Dies zu ändern, ist das Autorenkollektiv angetreten, mit konzentriertem Blick auf die Erfahrungen tschechischer Kriegskindheiten.

Vorgelegt wurde eine umfassende, detailgenaue und gut lesbare – sicher auch für den „interessierten Laien“ zugängliche – Darstellung verschiedener Aspekte des Kinderlebens während des Ersten Weltkrieges in den böhmischen Ländern. Besonders betont werden dabei die Bereiche Schule, Mobilisierung und Kinderarbeit, Emotionen (insbesondere Angst und Trauer), Hunger, staatliche Fürsorge und Gesundheit sowie die Erfahrungen von Flüchtlingen und internierten Kindern. Methodisch verbinden die Autoren dabei in erster Linie Elemente der historischen Demografie (ein traditionsreicher Zweig der tschechischen Familien- und Kindheitsforschung) und der Alltagsgeschichte. Die Beschäftigung mit der „tschechischen Erfahrung“ legitimiert sich dabei nicht nur durch die klassische „Forschungslücke“, sondern vor allem durch die Betrachtung eines Kriegsalltags, der von Hunger, Verlust und Gewalt geprägt war, aber dennoch anders aussah als das – besser erforschte – Leben in Deutschland oder Großbritannien. In Böhmen waren „Heimat“ und „Front“ zwei verschiedene Orte. Als besonders – für die tschechischen Kinder – wird auch hervorgehoben, dass die Freund-Feind-Konstellation nicht eindeutig war. Anders als in Frankreich, „wo die Kinder nur eine Heimat hatten“ (S. 94), gerieten für tschechische Kinder die nationale und die staatliche/imperiale Heimat zunehmend in einen Gegensatz. Bereits hier entstand eine Kultur der „Doppelrede“, die sich auch später im 20. Jahrhundert immer wieder durchsetzen sollte. Im Elternhaus geäußerte Meinungen, so Lenderová, gehörten nicht in die Schule.

Die großen Stärken des Buches liegen somit eindeutig in der Darstellung vor allem des Alltagslebens, wobei die nationale Zuordnung zuweilen reflektierter hätte ausfallen können. Diskussionswürdig erscheint allerdings die konzeptionelle Herangehensweise. Lenderová's Einleitung eröffnet eine forschungsleitende dualistische Perspektive: die zahlreichen positiven Errungenschaften des 19. Jahrhunderts für Kinder auf der einen Seite, die Zerstörungen des Weltkrieges auf der anderen. Der Krieg erscheint somit als Rückschlag gegen eine längst begonnene Fortschritts-geschichte der Kindheit. Im 19. Jahrhundert war in Mitteleuropa ein strukturiertes Schulwesen etabliert worden, der medizinische Fortschritt wurde sehr stark auf Kinder ausgerichtet und kam diesen zugute, und vor allem wurde Kindheit als ein besonderer Lebensabschnitt betrachtet, der gesonderten Schutz und Förderung verdiente. Der radikale Kontrast, der von Lenderová zwischen dem Kindheitsideal des 19. Jahrhunderts einerseits und dem Hunger, den Leiden, der Mobilisierung während des Krieges andererseits aufgebaut wird, ist jedoch nicht unproblematisch. Einmal fällt auf, dass die geschilderte ideale Kindheit eine bürgerliche ist – was nicht weiter verwundert, geht unser Konzept von der glücklichen, gewalt- und arbeits-freien Kindheit doch auf bürgerliche Selbst- und Fremdzuschreibungen zurück.²

² *Budde, Gunilla*: Auf dem Weg ins Bürgerleben: Kindheit und Erziehung in deutschen und englischen Bürgerfamilien 1840-1914. Göttingen 1994.

Diese sozial gebundene und historische Konstruktion wird hier allerdings nicht als solche betrachtet, sondern als „Kindheit“ per se beschrieben.

Zweitens widerspricht das Bild vom Jahr 1914 als radikale Zäsur zwischen Fortschritt und Zivilisationsbruch den Ergebnissen der jüngeren kritischen Kindheitsforschung. Die bürgerliche Kindheit des 19. Jahrhunderts arbeitete zwar vordergründig intensiv mit dem Konzept des pädagogischen Moratoriums – der Freistellung der Kinder von Arbeit, Reproduktion und auch Politik – war aber andererseits auch hochpolitisch. Schulen in ganz West- und Mitteleuropa sowie Nordamerika waren explizit Instrumente der nationalen Mobilisierung, wie unter anderem Pieter Judson für Österreich gezeigt hat.³ Ähnlich sah es mit den Neuordnungen im staatlichen und kommunalen Fürsorgesystem aus. Stephanie Olsen hat gezeigt, wie eng in England im späten 19. Jahrhundert Emotion, Verantwortungsbewusstsein und Zukunftsvisionen gekoppelt waren und das – vermeintlich unpolitische – Kindheitsideal mit nationalen und imperialen Ambitionen verknüpfte.⁴ Auch darüber hinaus gilt, dass die ideologische und gegebenenfalls auch wirtschaftliche Mobilisierung von Kindern durch den Staat während des Weltkrieges konzeptionell und praktisch nur möglich waren, weil Schulpflicht und medizinischer Fortschritt bereits im 19. Jahrhundert eine staatliche Registrierung und Mobilisierung von Kindern hervorgebracht hatten. So betrachtet, ist der Erste Weltkrieg kein historischer Bruch einer Modernisierung der Kindheit, sondern vielmehr deren zwar nicht notwendige, aber in mancher Hinsicht doch logische Konsequenz.

Bremen

Martina Winkler

³ Judson, Pieter M: *Guardians of the Nation. Activists on the Language Frontiers of Imperial Austria*. Cambridge, London 2006. – Siehe auch Zahra, Tara: *Each Nation Only Cares for Its Own: Empire, Nation, and Child Welfare Activism in the Bohemian Lands, 1900-1918*. In: *American Historical Review* (2006) 1378-1402.

⁴ Olsen, Stephanie: *Juvenile Nation: Youth, Emotions and the Making of the Modern British Citizen, 1880-1914*. London 2014.

Utitz, Bedřich: *Kaleidoskop meines Jahrhunderts. Deutsch-tschechische Lebenserinnerungen*. Aus dem Tschechischen übersetzt von Nadia Meissnitzer.

Böhlau Verlag, Köln, Weimar, Wien 2015, 281 S. (Intellektuelles Prag im 19. und 20. Jahrhundert 8) ISBN 978-3-412-22509-4.

Die Schicksale sind immer wieder ähnlich und doch wieder individuell und erzählenswert: Dem 1920 in Wien geborenen Absolventen des Prager deutschen Stephansgymnasiums gelingt 1939 die abenteuerliche Flucht aus dem besetzten Prag nach Palästina – auf einem jugoslawischen Donaudampfer mit anschließender dreimonatiger Irrfahrt auf einem Frachtschiff, das im britischen Palästina nicht landen darf. Utitz schlägt sich mit Gelegenheitsarbeiten durch, meldet sich zur tschechoslowakischen Exilarmee, wird nach Offiziersausbildung von Tobruk nach England verlegt, wo er als Panzergrenadier auf den Einsatz wartet. Die etwas trockene, wenn auch mit einigen anekdotischen Episoden angereicherte Erzählung führt in den alliierten Belagerungsring von Dünkirchen, wo der Protagonist in deutsche Kriegsgefangen-

schaft gerät, aber überraschenderweise gut behandelt und kurz vor Kriegsende ausgetauscht wird. Der frischgebackene dekorierte Leutnant kann schließlich bei einer Prager Siegesparade im Jeep eine Kolonne tschechoslowakischer Panzerabwehrkanonen anführen und den Sieg genießen.

Das darauffolgende Hauptstück der Lebenserinnerungen von Bedřich Utitz ist den Jahren zwischen 1945 und dem „Prager Frühling“ gewidmet: Utitz entscheidet sich für eine KSČ-Mitgliedschaft und die Tätigkeit bei der tschechischen Presseagentur ČTK mit Schwerpunkt Auslandsberichterstattung, nach der kommunistischen Machtübernahme 1948 wird er Berlin-Korrespondent; realistische Details aus dieser Zeit reichen aber noch nicht zur Infragestellung des Regimes, ja der gerade Dreißigjährige wird zum stellvertretenden Leiter des Desinformationsbüros Telepress. Auch der Slánský-Prozess weckt noch keine Zweifel in ihm, und trotz des „falschen Lebenslaufs“ beginnt er eine Karriere als Redakteur beim tschechoslowakischen Auslandsfunk. Dessen deutschsprachige Sendungen werden als „ein Dorn im Auge“ der DDR-Funktionäre bezeichnet, was allerdings erst von der zweiten Hälfte der 1960er Jahre an zutrifft. Utitz macht zunächst Karriere und wird Leiter des gesamten Auslandshörfunks, als solcher übrigens Chef von späteren Dissidenten wie Jiří Dienstbier, Luboš Dobrovský, František Černý und Jiří Hanák, leider bleibt der Text beim Name-Dropping.

Wie in anderen Bereichen, fanden seit etwa 1963 auch im Rundfunk offenere Debatten statt, einigermaßen objektive Berichte wurden gesendet, darunter Utitz' Features über Adenauer oder Brandt – zum Missfallen des konservativen Apparats. Utitz fiel weich und wurde für anderthalb Jahre Berichterstatteur auf Kuba: Eine seiner ironisch-impressionistischen, aber unpolitischen Reportagen kann man im Anhang der Erinnerungen nachlesen. Mit späteren Berichten aus der Bundesrepublik, etwa einem Gespräch mit Franz Josef Strauß, scheinen Utitz dann keine Probleme mehr entstanden zu sein, allerdings bewegte er sich inzwischen im reformkommunistischen Mainstream. Die Augustereignisse von 1968 erlebt er aus der Nähe, als Rundfunkaktivist gegen die russische Besetzung des Landes. Schon im Oktober wird er entlassen, dabei legt man ihm nahe, zu emigrieren. Nachträgliche Überlegungen über den Reformkommunismus stellt er nicht an.

Über Wien kommt Utitz nach Bonn, wo er dank früherer Kontakte ein Stipendium der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik erhält und es ihm die anhaltende Konjunktur des unterdrückten Prager Frühlings ermöglicht, auch journalistisch Fuß zu fassen. Es mag mit dem Genre plaudernder Erzählung zu tun haben, dass darin das Anekdotische und Private über das Analytische dominiert; das ist angesichts der spannenden Lebensgeschichte zu bedauern. Immerhin berichtet der zum zweiten Mal Emigrierte über zahlreiche Begegnungen mit interessanten Menschen. Über eine Reihe von Altkommunisten bzw. Emigranten veröffentlicht er sogar ein Buch, und es folgen Übersetzungen der Erinnerungen tschechischer Dissidenten – von Goldstücker bis Mlynář und Jiří Hájek; sein Haus wird erste Anlaufstelle für Emigranten. Relativ ausführlich gerät der Bericht über den Exilverlag Index, den Utitz zusammen mit Adolf Müller in Köln gründet und in dem zwischen 1970 und 1990 – in Konkurrenz mit 68 Publishers Toronto – über 200 Buchtitel erscheinen konnten: Utitz ist zu Recht stolz auf diese Leistung. Die un-

eigennützige Anschubfinanzierung für das reformkommunistische Unternehmen kam übrigens von einer Gräfin Metternich. Zahlreiche eingestreute Episoden beleben den Text, die Ursachen des Zerwürfnisses mit Müller werden aber nicht genannt. Von Utitz' weiteren Episoden lohnt die dankbare Erwähnung des Korrespondenten des Süddeutschen Rundfunks und CDU-Abgeordneten Gerold Benz, der dem Emigranten viel Hilfe zukommen ließ und wichtige Kontakte vermittelte; politisch scheinen sich beide verstanden zu haben. Utitz' Judentum war zugegeben nur durch seine Abstammung gegeben, dennoch übernahm er für einige Zeit die Allgemeine Jüdische Wochenzeitung, die er dann aber nach einer Auseinandersetzung mit dem Generalsekretär Ginsburg bald abgeben musste. Wieder hätte man als Leser gern mehr über die Hintergründe erfahren.

Der letzte Teil der Erinnerungen bezieht sich auf die Jahre nach dem – nicht erwarteten – Zusammenbruch des Sowjetimperiums 1989. Utitz ist erst nur Besucher der alten Heimat und Deutschlandberichterstatter für Lidové noviny, 2006 entscheidet er sich ganz für die Heimkehr. Außer der für ihn besonders befriedigenden journalistischen Tätigkeit (die für Lidové noviny endet abrupt 1995) veröffentlicht er ein Buch über das gegenwärtige Deutschland, pflegt alte und neue Freundschaften, meditiert über das Pfeiferauchen, berät sogar Václav Havel in Deutschlandfragen, genießt Anerkennung und Auszeichnungen, nicht zuletzt die Zuneigung seiner wachsenden Nachkommenschaft.

Infolge seines Augenleidens konnte Utitz (der übrigens mit dem Philosophen Emil Utitz nicht verwandt ist) Teile seines Buches nur mehr diktieren und leider auch nicht den Text durchsehen. Die Sprache der Erinnerungen ist denkbar einfach, vielleicht die Folge der Niederschrift in Tschechisch, das ja nicht seine Muttersprache ist. Seine Erfahrungen übersteigen bei Weitem den üblichen Horizont kommunistischer Kulturfunktionäre, aber Utitz beschränkt sich weitgehend auf Nacherzählung und Details: Analyse (auch der postkommunistischen Gesellschaft) ist nicht seine Stärke. Ein Kapitel für sich ist die Übersetzung, die als plump bezeichnet werden muss; sie kennt kaum den Konjunktiv und macht auch immer wieder sachliche Fehler: „rota“ ist z.B. keine „Rotte“, sondern die Kompanie, für viele andere. Eine redaktionelle Betreuung des Textes scheint nicht stattgefunden zu haben.

Berlin

Bedřich Loewenstein

Witt, Sabine: Nationalistische Intellektuelle in der Slowakei 1918-1945. Kulturelle Praxis zwischen Sakralisierung und Säkularisierung.

De Gruyter Oldenbourg, Berlin, München, Boston 2015, 464 S. (Ordnungssysteme 44), ISBN 978-3-11-035930-5.

Es zählt zu den Paradoxien der Geschichte der Ersten Tschechoslowakischen Republik (1918-1938), dass erst in der Zeit ihres Bestehens das Konzept der modernen slowakischen nationalen Identität endgültig ausgebildet wurde, das in der Folge in weiten Kreisen der slowakischen Gesellschaft Anklang fand. Dieser Prozess lief in direktem Widerspruch zur offiziellen Staatsidee von einer einheitlichen tschechoslowakischen Nation und im Gegensatz zu den Erwartungen der tschechoslowakischen

politischen Eliten ab. Der slowakische Nationalismus formierte sich so von Anfang an als Alternative und Gegennarrativ zur Doktrin des Tschechoslowakismus.

Sabine Witt befasst sich in ihrer Arbeit mit der Frage, wie dieser Prozess in den Jahren von 1918 bis 1945 von den slowakischen intellektuellen Eliten gestaltet wurde. Ihre Analyse beruht auf der Annahme, „dass gerade kulturelle Praktiken von Intellektuellen maßgeblich zur Durchsetzung der Kategorie des Nationalen in der slowakischen Gesellschaft beitrugen“ (S. 1). Wie der Titel des Buches verrät, ist das zentrale Problem der Gegensatz zwischen der allgemeinen Säkularisierung und der Sakralisierung nationalistischer Ideen. In Anbetracht einer starken katholischen Prägung des slowakischen Nationalismus verfolgt Witt den allmählichen Prozess „der Säkularisierung von religiösen Vorstellungen und der Sakralisierung von nationalen Ideen“ (S. 394). Diese Entwicklung ist auch mit einem Generationenwechsel innerhalb der slowakischen intellektuellen Eliten verbunden. Die junge Generation der Nationalisten übertrug religiöse Rituale von Gott auf die Nation und schuf so eine neue säkulare Religion mit eigenen Ritualen, Symbolen und Märtyrern zur Feier der kollektiven Selbstfindung der nationalen Gemeinschaft. Witt betont:

Der Grad an Säkularisierung des katholischen Glaubens zugunsten der Gestaltung und Durchsetzung einer nationalen Religion blieb unausgesprochen der Zankapfel zwischen den verschiedenen Lagern, den gemäßigten und den radikalen, den älteren und den jüngeren Nationalisten. (S. 7)

Das Buch gliedert sich in acht Kapitel plus Einleitung und Schlussfolgerungen. Das erste Kapitel – „Nationalismus und kulturelle Praxis“ – enthält den theoretischen und methodischen Teil der Arbeit. Es bietet einen Überblick über die bekannten Nationalismustheorien, die auf die Entwicklungstendenzen des slowakischen Nationalismus angewendet werden. Der problematischere Teil des Kapitels liegt in der Bewertung der slowakischen Literatur zu diesem Thema. Die Autorin verwendet nämlich eine überproportional große Zahl an Arbeiten offen nationalistischer und revisionistischer Historiker, obwohl diese in der gegenwärtigen slowakischen Historiografie nur eine marginale Strömung bilden. Aus der Analyse dieser randständigen Arbeiten zieht Witt weitreichende, zu stark verallgemeinernde Schlüsse über den Stand der slowakischen Historiografie (S. 14). Daraus erwächst ein weiteres Problem, das auf die ganze Arbeit durchschlägt: die geradezu bestürzend geringe Zahl der verwendeten und zitierten neuesten Arbeiten vor allem slowakischer Historiker zum Thema. Inzwischen liegen ausreichend Studien vor, die die traditionell vorgebrachten Argumente, die auch in der Arbeit von Witt auftauchen, hinterfragen und konterkarieren.¹ Ganz allgemein kann man sagen, dass die geringe Quantität der herangezogenen Sekundärliteratur die größte Schwachstelle des Buches bildet.

¹ Vgl. *Holly, Karol*: The Negation of Event History and Historical Optimism: the Historical Ideology of Svetozar Hurban Vajanský (1881-1897). In: *Historický časopis* 58 (2010) supplementum 23-52. – *Jaksicsová, Vlasta*: Kultúra v dejinách. Dejiny v kultúre. Moderna a slovenský intelektuál v siločiach prvej polovice 20. storočia [Die Kultur in der Geschichte. Die Geschichte in der Kultur. Die Moderne und der slowakische Intellektuelle in den Kraftfeldern der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts]. Bratislava 2012. – *Vašš, Martin*: Slovenská otázka v 1. ČSR (1918-1938) [Die slowakische Frage in der 1. ČSR (1918-1938)]. Martin 2011.

Das zweite Kapitel – „Nationale Ideen vor 1918“ – skizziert die Entwicklung des slowakischen Nationalismus und seiner grundlegenden Besonderheiten in der Zeit vor 1918. Die wesentlichen weltanschaulichen Strömungen, die innerhalb der zahlenmäßig kleinen Gruppe der slowakischen „nationalen“ Eliten vorhanden waren, werden kurz vorgestellt. Das Hauptaugenmerk ist den Auseinandersetzungen um Fragen der Sprache und Kultur als grundlegenden Attributen des Nationskonzeptes sowie dem Einfluss der aus der tschechischen Gesellschaft vordringenden Modernisierungstheorien gewidmet. Alle diese Aspekte bildeten die Grundlage der Entwicklung nach 1918.

Das dritte Kapitel – „Tschechoslowakistische Nationalisierung und slowakischer Nationalismus“ – hat lediglich Überblickscharakter und stützt sich auf eine sehr begrenzte Auswahl an Sekundärliteratur. Zweifelhaft erscheint hier die auf Carol Skalnik Leff zurückgehende Behauptung zu den Einstellungen der Anhänger des Tschechoslowakismus: „Das subjektive Empfinden der Zugehörigkeit zu einer Nation hielten sie für bedeutender als die sogenannten objektiven Kriterien wie gemeinsame Sprache, Vergangenheit, Kultur, Bräuche oder Territorium“ (S. 76). Tatsächlich war gerade die erhebliche und umfassend geförderte Aktivität namentlich tschechischer Historiker wie Kamil Krofta, Václav Chaloupecký und Václav Novotný darauf ausgerichtet, das Bestehen einer tschechoslowakischen Nation auf der Grundlage einer Jahrhunderte währenden gemeinsamen Geschichte, Kultur, Sprache und territorialen Zusammengehörigkeit nachzuweisen. Renans Konzept des „Empfindens der Zugehörigkeit“ verwendeten eher die Gegner der Theorie des Tschechoslowakismus, wie der slowakische Historiker Daniel Rapant, den Witt fälschlich als Anhänger der Linken bezeichnet (S. 162). In diesem Zusammenhang erscheint die Frage legitim, warum sich die Autorin nicht auch mit der Entwicklung der Ansichten zur slowakischen Geschichte befasst. Die Historiografie dieser Epoche gehörte in erheblichem Maße zu den kulturellen Praktiken, die maßgeblich zur Durchsetzung der Kategorie der Nation beitrugen, und Historiker wie František Hrušovský waren an der Herausbildung des slowakischen nationalistischen Diskurses ganz wesentlich beteiligt.

Den eigentlichen Kern des Buches bilden die letzten vier Kapitel, in denen der größte eigene Beitrag der Autorin zu sehen ist. Sie beruhen hauptsächlich auf einer Analyse von Primärquellen, wobei es im Wesentlichen um journalistische und literarische Texte slowakischer nationalistischer Intellektueller geht. Die meisten von ihnen arbeiteten mit der autonomistischen Slowakischen Volkspartei zusammen, die die wichtigste oppositionelle Kraft gegen die Staatsdoktrin bildete. Im Rahmen der Aktivitäten dieser Gruppe von Intellektuellen waren daher kulturelle und politische Aspekte stets eng miteinander verbunden. Das verstärkte sich natürlich nach der Bildung des Slowakischen Staates im März 1939. Anders als im Fall der Sekundärliteratur ist das Spektrum der analysierten Zeitungen, literarischen Werke und zeitgenössischen Publizistik hier breit. Dies ermöglicht es Witt, ein aufschlussreiches und in vielen Fällen innovatives Bild verschiedener Aspekte der Entwicklung des slowakischen nationalistischen Diskurses zu zeichnen. Namentlich betrifft dies die Kontroversen bezüglich neuer Regeln für die slowakische Rechtschreibung Anfang der 1930er Jahre, das Verhältnis slowakischer nationalistischer Intellektueller zu

Polen („Polen als die Manifestation einer slowakischen Utopie“, S. 255) und ihre Auseinandersetzung mit Faschismus und Nationalsozialismus sowie dem Verhältnis dieser Ideologien zum Katholizismus, der weiterhin die dominierende Komponente des slowakischen Nationalismus blieb.

Das lesenswerteste Kapitel ist das letzte, das den Titel „Literarische Praxis“ trägt. Es befasst sich mit der Analyse von Romanen und Gedichtsammlungen von bedeutenden Schriftstellern aus dem Lager der slowakischen nationalistischen Intellektuellen. Witt erforscht, auf welche Weise ihre literarischen Werke zur Schaffung und Formung nationaler Mythen („Martyrium, Auferstehung, Reinigung“) beitragen und welchen Anteil sie am Nationsbildungsprozess hatten. Wichtig ist auch die Herausarbeitung der Einstellung, die die behandelten Autoren zum Umbruch bezogen, also zu den Ereignissen bei Kriegsende und der Gründung der Republik. Dieses Kapitel ist umso nützlicher, als im slowakischen Kontext trotz des Rufes nach einer „Rehabilitierung“ der schönen Literatur als legitimer historischer Quelle kaum Forschung auf dieser Quellengrundlage betrieben wird.²

Vorbehalte kann man gegen den Versuch einer Erklärung der Bedingungen für die Entstehung einer slowakischen nationalistischen Elite haben. Die Autorin legt in diesem Fall zu großen Wert auf die Herkunft und den Hintergrund dieser Persönlichkeiten. Das kleinstädtische Milieu, die Erfahrung mit dem magyarisierenden Schulwesen und die katholische Erziehung erklären selbst aber nur sehr wenig – schließlich waren sie für nahezu alle Angehörigen der slowakischen Intelligenz der Zwischenkriegszeit charakteristisch, die Kommunisten nicht ausgenommen.³ Die Zugehörigkeit zu einer konkreten Gruppe war weit eher das Ergebnis eines komplizierten individuellen Entscheidungsprozesses. Gemeinsames Kennzeichen der jungen Generation slowakischer Intellektueller war die Unzufriedenheit mit dem Zustand der Republik und die Suche nach Alternativen. Dabei schwankten sie typischerweise zwischen Kommunismus und Nationalismus. Spätere Nationalisten wie Emil B. Lukáč, Tido Gašpar und Milo Urban arbeiteten lange Zeit mit der Zeitschrift „DAV“ zusammen, die von jungen kommunistischen Intellektuellen unter Vladimír Clementis geleitet wurde.⁴ Auf die geistige Entwicklung und die problematischen Motivationen selbst der radikalsten Nationalisten unter den slowakischen Intellektuellen hat Witt daher eine zu stark vereinfachende Sicht. Man kann nicht immer mit der unmittelbaren Anziehungskraft des Nationalismus argumentieren. Am deutlichsten wird das im Falle des Schriftstellers Milo Urban, wo selbst die Autorin, wengleich nur vorsichtig, andeutet, was vor ihr schon andere festgestellt haben:

² Vgl. *Holec*, Roman: Trianonský diskurz v slovenskej beletrii [Der Trianon-Diskurs in der slowakischen Belletristik]. In: *Michela*, Miroslav (Hg.): Rozpad Uhorska a trianonská mierová zmluva. K politikám pamäti na Slovensku a v Maďarsku [Der Zerfall Ungarns und der Friedensvertrag von Trianon. Zur Erinnerungspolitik in der Slowakei und in Ungarn]. Bratislava 2013, 131-150.

³ Es genügt, die Lebensläufe verschiedener Vertreter dieser Generation zu vergleichen, z.B. des Kommunisten Gustáv Husák und des von Witt behandelten Nationalisten Jozef Kirschbaum.

⁴ Clementis war bis Anfang der 1930er Jahre ein überzeugter Tschechoslowakist, und ihn nur in einem Satz als „Nationalisten“ einzuordnen (S. 114), greift eindeutig zu kurz.

Dieser geborene Künstler ist vor allem ein Sozialrevolutionär und deshalb sympathisiert er mit den Kommunisten; er ist eigentlich von Natur aus Kommunist, genauso wie er in den tragischen Jahren des Krieges ein bewusster Nationalsozialist sein wird, wieder im Interesse der Lösung der sozialen und zugleich auch der nationalen Frage.⁵

Das Buch von Sabine Witt hat zweifellos einige problematische Stellen und präsentiert Thesen, die kritisch diskutiert werden sollten. Es hat aber unbestreitbare Qualitäten, besonders in den Teilen, die sich auf Primärquellen stützen. Die slowakische Geistesgeschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist bisher kaum erforscht worden. Witt liefert hierzu nicht nur eigene interessante Schlüsse, sondern wirft auch eine Reihe von Fragen auf, mit denen sich die weitere Forschung zur (tschecho)slowakischen Geschichte auseinandersetzen muss.

Bratislava

Adam Hudek

⁵ *Hamada*, Milan: K svetonázoru Mila Urbana (veľké omyly veľkého spisovateľa) [Zur Weltanschauung von Milo Urban (Die großen Irrtümer des großen Schriftstellers)]. In: *Ders.: Kritické komentáre* [Kritische Kommentare]. Bd. 1. Bratislava 2012, 144.

Volker Mohn: NS-Kulturpolitik im Protektorat Böhmen und Mähren. Konzepte, Praktiken, Reaktionen.

Klartext, Essen 2014, 512 S. (Veröffentlichung zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa 45), ISBN 978-3-8375-1112-3.

Kulturpolitik, insbesondere in historischer Perspektive, bildet nach wie vor ein Randgebiet der Geschichtswissenschaft, aber auch in der Politologie ist sie ein marginaler Bereich. Umso erfreulicher, dass mit der Arbeit von Volker Mohn nun die erste umfassende Studie zur Kulturpolitik im „Protektorat Böhmen und Mähren“ vorliegt. Sie wirft auf umfangreicher Quellen- und Literaturgrundlage einen detaillierten Blick auf ein Feld der NS-Herrschaftsausübung, zu dem uns bislang fast nur Einzelstudien zur Verfügung standen.

Für die NS-Kulturpolitik im besetzten Europa lassen sich prinzipiell vier unterschiedliche Verwaltungsformen erkennen: Zum Einsatz kamen Modelle der Bündnisverwaltung wie in Dänemark sowie der Aufsichtsverwaltung in Norwegen und den Niederlanden auf der einen Seite und eine Kolonialverwaltung, etwa im Generalgouvernement, auf der anderen. Mohn siedelt die Kulturpolitik im Protektorat, das unter Regierungsverwaltung stand, dazwischen an. Denn zumindest auf der mittleren Ebene konnten tschechische Behörden Funktionen wahrnehmen, wenn diese auch unter der Kontrolle und Leitung der Besatzungsmacht standen. Dabei interessiert den Verfasser nicht nur die institutionelle Ebene, sondern auch die Problematik von Kollaboration und Widerstand. Er weist darauf hin, dass bereits in der Zweiten Republik, also während der kurzen Zeit zwischen dem Münchner Abkommen und der Errichtung des Protektorats, „Strukturen zur Aufsicht über das tschechische Kulturleben“ errichtet wurden, die in Richtung Gleichschaltung gingen und dem Besatzungsregime den „weiteren Aufbau von Kontrollinstanzen“ erleichtern sollten (S. 66 f.).

Das Ziel der Arbeit ist zum einen die Untersuchung der NS-Kulturpolitik anhand der deutschen und tschechischen Akteure, hier vor allem der Kulturabteilung im Amt des Reichsprotectors. Gefragt wird nach ihren Interessen, den eingesetzten Mitteln zwischen Repression und Förderung und den Konflikten. Zum anderen werden die Bereiche Literatur, Musik, Theater und Film genauer beleuchtet.

Unter den kulturpolitischen Mitteln findet man eine Bandbreite von repressiven Maßnahmen, die von Kontrolle und Zensur über die gezielte Förderung bestimmter Kulturbereiche durch materielle Anreize und Propaganda bis hin zur wirtschaftlichen Durchdringung reichen, wie es bei der Zeitschrift „Světozor“ und vor allem beim Film der Fall war.

Die Entwicklung der tschechischen Behörden unter den Bedingungen der sogenannten Kulturautonomie war von Veränderungen auf der Akteursebene gekennzeichnet – etwa beim nationalkonservativ geprägten Nationalrat bzw. dem nachgeordneten Kulturrat, ab 1942 der Gewerkschaftszentrale, dem Kuratorium für Jugenderziehung und dem Volksaufklärungsdienst (S. 192). Der öffentliche Volksaufklärungsdienst VAD (Veřejná osvětová služba), die Nationale Gewerkschaftszentrale der Arbeitnehmer NGdA (Národní odborová ústředna zaměstnanská NOÚZ) und das Jugendkuratorium waren teilweise von den extremen Rechten geprägt (S. 192), deren Aktivitäten inhaltlich eine Entwicklung von Vorstellungen zur Rettung der Nationalkultur hin zur strikten Erfüllung von Wünschen der Besatzungsbehörden markierten. Entsprechend lässt sich ein Wandel in der Kulturpolitik der Besatzungsmacht feststellen, die zunächst von Duldung und Kontrolle geprägt war (S. 193), ab 1942 verstärkt direkte Eingriffe erkennen lässt. Ähnlich verlief auch die Entwicklung auf Seiten des Publikums, das bestehende Freiräume in den ersten Jahren der Besatzungstätigkeit in Anspruch nahm, zu einer stärkeren Distanzierung von deutschen Kulturangeboten, auch wenn es keinen „generellen ‚patriotischen‘ Boykott“ gegenüber deutschen Produktionen gab (S. 209).

Wendet man sich den einzelnen Kulturbereichen zu, so offenbart sich in der Literatur schon früh ein Dichotomiekonstrukt von der sudetendeutschen Dichtung als „Frontgemeinschaft im Frieden“ und den Prager Autoren als „volksfremden Elementen“, so Adalbert Schmidts Literaturgeschichte von 1938 (S. 216). Für die Literaturpolitik und ihren führenden Funktionär August Ritter von Hoop zeigte sich im Protektorat dann das Bestreben „aktiver Lenkungsstätigkeit“ (S. 222). Die Aufgaben der Sektion Schrifttum umfassten nach Hoop die „Zentralisierung der Zensur des gesamten nichtperiodischen tschechischen Schrifttums“, die „zentrale Lenkung der Papierbewilligung“, die Überprüfung von tschechischen Texten vor 1939, die „Förderung der Autoren“, die „Erfassung der Aktivitäten von Autoren, Verlegern, Buchhändlern und Druckereien“ sowie die „Erteilung von Verlags- und Buchhandelskonzessionen“ (S. 222). Die Autorenförderung umfasste dabei Unterstützung bei Werbung, Dichterfahrten, Literaturpreise und Buchausstellungen, eine Förderpolitik sowohl für deutsche als auch für tschechische Autoren (S. 235), wobei in beiden Fällen Propagandazwecke im Zentrum standen. Dabei duldeten man durchaus wie in der Musik Stücke mit patriotischen Anspielungen (S. 308).

In der Musik ließ man parallele Angebotsstrukturen – wie den „Český hudební Máj“ und die Prager Musikwochen – zu, ohne natürlich auf kulturpolitische

Kontrolle zu verzichten. Bei der Tschechischen Philharmonie, die als Vorzeigeobjekt der vorgeblichen tschechischen Kulturautonomie fungierte, erfolgte eine direkte Einflussnahme über die Spielplangestaltung. Insgesamt war der Umgang mit diesem Klangkörper von einem Wechselspiel aus Freiräumen und Kompromissen mit der Besatzungsmacht geprägt. Dennoch kann der Verfasser konstatieren, dass die Tschechische Philharmonie nicht „zu einem vom MfV oder der Besatzungsmacht gelenkten Spielkörper“ wurde (S. 327). Und auch Versuche, eine musikpolitische Deutungshoheit über Smetana, Dvořák oder Mozart zu erlangen, blieben offenbar ohne Erfolg bei der tschechischen Bevölkerung. Die Theaterpolitik war entsprechend geprägt von Eingriffen in Personalentscheidungen und von der Kontrolle der Spielpläne. Einflussnahme erfolgte aber auch über finanzielle Zuschüsse sowie den Aufbau eines deutschsprachigen Theaterlebens. Insgesamt dominierten scheinbar unpolitische Unterhaltungsstücke, mit denen aber auch neue Publikumsschichten erschlossen werden sollten.

Die zentrale Frage, ob die Besatzungsmacht einen kulturpolitischen Masterplan hatte, lässt sich höchstens für den Film mit Ja beantworten. Für alle andere Bereiche zeichnet Mohn ein breites Repertoire kulturpolitischer Instrumente wie Maßnahmen direkter Kontrolle (Zensur, Verbote, Beschlagnahmungen) und indirekter Lenkung, die darauf zielten, der tschechischen kulturellen Konkurrenz eigene Angebote entgegenzusetzen, aber keine klare Linie erkennen lassen.

Volker Mohn hat eine wichtige Studie vorgelegt, die die Kenntnisse über die NS-Kulturpolitik im Protektorat Böhmen und Mähren an vielen Stellen vertiefen kann und die eine wichtige Grundlage für die Ausgestaltung von Kulturpolitik unter totalitären Bedingungen liefert.

Jena, Weimar

Steffen Höhne

Pfäfflin, Friederich/Wagnerová, Alena (Hgg.): Gartenschönheit oder Die Zerstörung von Mitteleuropa. Sidonie Nádherný. Briefe an Václav Wagner 1942-1949. Mit Dokumenten.

Wallstein-Verlag, Göttingen 2015, 342 S., 41 Abb., ISBN 978-3-8353-1618-8.

Die Briefe, die Sidonie Nádherný von Borutin in den Jahren von 1942 bis 1949 an den Denkmalfleger Václav Wagner geschrieben hat, zeugen von ihrem unermüdlichen Einsatz für die Bewahrung des Stammsitzes ihrer Familie und von ihrer Liebe zum Park in Vrchotovy Janovice (Janowitz). Obwohl sie noch einige gute Freunde und Freundinnen hatte, fühlte sie sich in dieser Zeit einsam und allein gelassen. Ihre geliebten Brüder Johannes und Carl waren schon 1913 bzw. 1931 gestorben. Ihre standesgemäße Ehe mit Max Thun und Hohenstein, geschlossen im April 1920, scheiterte nach wenigen Monaten und wurde schließlich zwölf Jahre später geschieden. Rainer Maria Rilke, der sie mehrfach auf Janovice und den sie in München besucht hatte, lebte seit 1926 und Karl Kraus, ihre große Liebe, seit 1936 nicht mehr. Aus deren Briefen und Gedichten flicht sie immer wieder Zitate auch in ihre Schreiben an Václav Wagner ein. Vor dem Krieg hatte „die schöne Baroness“ (Karl Kraus) viele große Reisen unternommen, doch dieser Ausweg aus der Einsamkeit

war ihr durch den Krieg versperrt. In der ersten Hälfte der 1920er Jahre hat Sidonie Nádherný mit ihrem Bruder Carl Teile des Schlosses restauriert und den Park unter der Oberaufsicht von Camillo Schneider, dem Herausgeber der Zeitschrift „Die Gartenschönheit“, neu gestalten und verschönern lassen.¹ Anfang der 1930er Jahre schrieb sie: „Von früh bis abends bin ich dort, arbeite in der schönen Anlage pflanze und pflege Blumen und Bäume und spreche eigentlich nur mit ihnen.“ Mit Hilfe eines erfahrenen Freundes ließ sie auch ein Alpinum anlegen.²

Diese Idylle wird bedroht, als Reinhard Heydrich, ab 27. September 1941 sogenannter „stellvertretender Reichsprotektor“, einen schon 1939 vorgelegten Plan wieder aufgreift, westlich der Moldau und südlich der Sazava einen großen Truppenübungsplatz für die Waffen-SS einzurichten. Den Fortgang dieser Zerstörung dokumentieren die Herausgeber, indem sie zwischen Sidonies Briefen an Wagner Dokumente der zuständigen „Aussiedlungskanzlei“ abdrucken, die im Auftrag des seit 1939 von Deutschen geführten Prager Bodenamts das Gelände freimachen soll. Sie haben diese Dokumente, mit denen auch der Rezensent gearbeitet hat,³ gut ausgewählt.

Die Enteignung und Zwangsaussiedlung der Bewohner wurden in fünf Etappen durchgeführt, die letzte erreicht schließlich auch Janovice. Schon im Juli 1939 waren die landwirtschaftlichen Güter Sidonie Nádhernýs unter Zwangsverwaltung gestellt worden. Besondere Rücksicht der deutschen Besatzungsmacht hatte sie nicht zu erwarten, da sich auch ihre Familie im September 1939 in einer Unterschriftenaktion gegenüber dem tschechischen Staatspräsidenten Emil Hácha zur „tschechischen Nation“ bekannte. Obgleich nur gebrochen Tschechisch sprechend, bezeichnet sie sich in den Briefen an Wagner immer wieder als tschechische Patriotin. In den folgenden Jahren schilderte Sidonie dem Mitarbeiter des Denkmalamts die fortschreitende Einengung ihres Lebensumfelds und bat ihn in vielen Briefen, angesichts der Bedeutung von Schloss und Park als Kulturdenkmäler gegen Maßnahmen der Behörden zu intervenieren. Im Mai 1943 übernahm die SS auch die Jagdreviere von Janovice. „Es wurde von unserer Aussiedlung als etwas Selbstverständliches gesprochen“, schreibt Sidonie an Wagner (S. 82 f.). „Es findet eine verzweifelte, trostlose Völkerwanderung statt“, klagt sie (S. 101). Seit Anfang Juli 1943 hängt im Dorf Janovice eine Kundmachung, dass der Ort im kommenden Frühjahr evakuiert werde. „Demnächst werde ich in einem Haus wohnen, das mir nicht mehr gehört, in einem Garten arbeiten, der Anderen gehört, auf Möbeln sitzen, die Eigentum des deutschen Reiches sein werden“ (S. 113). Aufgrund widersprüchlicher Nachrichten und der Eingaben Václav Wagners schöpft sie zwischenzeitlich Hoffnungen, die jedoch enttäuscht werden. Sie ist verzweifelt: „Ich kann keinen klaren Gedanken fassen, ich irre herum u. weiss [sic] nicht, was ich tue. Dieser Ort ist mein Alles, mein Letztes, in meiner grenzenlosen Einsamkeit. Es wäre dann besser, zu sterben.“

¹ *Wagnerová, Alena*: Das Leben der Sidonie Nádherný. Eine Biographie. Hamburg 2003, 116 f.

² *Ebenda* 125 f.

³ *Brandes, Detlef*: „Umsiedlung, Umvolkung, rassische Bestandsaufnahme“. NS-„Volkstumspolitik“ in den böhmischen Ländern. München 2012 (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 125), 161-178.

(S. 119). Immerhin kann sie fast alle Gegenstände aus dem Schloss in einer Scheune unterstellen und einen kleinen Teil des Inventars, vor allem Porzellan und Glas, in die Obhut ihres Neffen Erwin Nádherný auf dessen Schloss Chotoviny geben.⁴ Tatsächlich müssen bis Ende Februar 1944 alle Einwohner Janovice verlassen. Als Sidonie zwei Wochen darauf das Schloss zu räumen hat, zieht sie in ein Kätnerhäuschen auf ihrem Meierhof Voračice ohne Strom und fließendes Wasser. In das Schloss ziehen die SS-Offiziere und die Panzerschule der SS, für die Mannschaften werden Baracken gebaut, und zwar von Häftlingen eines Außenlagers des KZ Flossenbürg.

Am 8. Mai 1945 erreichen sowjetische Truppen Janovice, bleiben aber nur zwei Tage. Deren Offiziere und Soldaten stehlen Uhren, eine Kuh und Sidonies Auto. Auch die zurückkehrenden Dorfbewohner plündern. An Wagner schreibt sie: „Die Deutschen haben aber geschützt, was ich dort [im Schloss] gelassen hatte und jetzt ist es in größter Gefahr, wenn sich das Denkmalsamt nicht kümmert.“ (S. 163) Wagner solle erreichen, dass Schloss und Park zu ihrem Schutz für die Öffentlichkeit geschlossen bleiben. „Es liegt mir am Herzen, Janovice wieder jene Harmonie zu geben, die es einst besaß.“ (S. 170) Alle kehrten zurück,

was mir gehört, wird aber über meinen Kopf hinweg verteilt. [...] Solange man von den deutschen Untieren umgeben war, wusste man, dass es nur ein provisorischer Zustand war u. sah mit Zuversicht dem siegreichen Ausgang entgegen. Jetzt – in dem ständigen Zustand – hat das Herz aufgehört, erwartungsvoll zu schlagen. (S. 178)

Als die Nationalverwaltung Anfang September 1945 aufgehoben wird, plant Sidonie, einen großen Teil ihres Landbesitzes zu verkaufen, um mit dem Erlös das Schloss und den Park instand zu setzen. An Wagner schreibt sie: „Jetzt sind in Janovice unsere Westsoldaten und wir sprechen englisch (Sie sind aber hier sehr unglücklich und am liebsten würden sie zurückgehen!).“ Am 10. März 1946 beklagt sie sich bei Wagner: „Wenigstens zwei Monate noch wird das Militär bleiben, es sieht dort viel schlimmer aus als nach den Deutschen.“ (S. 191 f.) Mit einer Subventionszusage des Schulministeriums nimmt Sidonie die Renovierung des Schlosses in Angriff. Gleichzeitig kopiert sie für den englischen Übersetzer der Gedichte von Karl Kraus Abschriften aus den Briefen, die ihr Kraus geschickt hat. Als Václav Wagner als Direktor des Staatlichen Amts für Denkmalpflege wegen angeblicher „politischer Unzuverlässigkeit“ entlassen und Mitte August 1949 sogar verhaftet wird, verliert Sidonie ihren wichtigsten Fürsprecher. Ihr selbst wird Kollaboration mit den Deutschen unterstellt, doch wird sie im September 1947 freigesprochen. Nach der Übernahme der alleinigen Macht durch die Kommunisten wird das Urteil revidiert und sie im Dezember 1949 für schuldig erklärt, doch hat sie die Tschechoslowakei schon im September heimlich verlassen und ist über die Bundesrepublik Deutschland nach England geflohen. Nach dem Grenzübertritt schreibt sie einer Freundin: „Es ist einfach wundervoll, endlich aus diesem großen Gefängnis befreit zu sein, das unser Land geworden ist.“ Ihr bleibt jedoch nur noch ein Jahr, bis sie an Krebs stirbt. Zehn Jahre nach dem Sturz des kommunistischen Regimes werden ihre sterblichen Überreste nach Janovice überführt.

⁴ *Ebenda* 153.

Das Interesse für Sidonie Nádherný von Borutin beruht zwar in erster Linie auf ihrer Rolle als Freundin bzw. Partnerin berühmter Schriftsteller wie Rainer Maria Rilke und Karl Kraus oder auch des Malers Max Švabinský. In den Briefen an Václav Wagner zeigt sie sich aber als eigenständige und selbstbewusste Persönlichkeit. Vor allem dokumentieren diese Briefe die verzweifelte Lage, in die das nationalsozialistische Besatzungsregime die Menschen durch die erzwungene Aussiedlung aus ihrer Heimat gebracht hat, auch wenn sich die Sorgen der Gutsherrin um Schloss und Park von dem Schicksal der entwurzelten Bauern, Handwerker und Ladeninhaber unterscheiden. Die Herausgeber bieten dem Leser eine vorbildlich edierte Dokumentation. Hinter den ausführlichen, aber keineswegs weitschweifigen Anmerkungen steckt eine aufwändige und bewundernswerte Recherche.

Berlin, Düsseldorf

Detlef Brandes

Pinard, Peter Richard: Broadcast Policy in the Protectorate of Bohemia and Moravia. Power Structures, Programming, Cooperation and Defiance at Czech Radio 1939-1945.

Peter Lang Edition, Frankfurt/Main u. a. 2015, 388 S. (Prager Schriften zur Zeitgeschichte und zum Zeitgeschehen 8), ISBN 978-3-631-66200-7.

Im Berliner Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda war man sich der Möglichkeiten des Rundfunks für die eigene Propaganda von Anfang an sehr wohl bewusst und hatte seit 1933 gezielt dessen weiteren Ausbau betrieben. Mit der Errichtung des Protektorates Böhmen und Mähren im März 1939 stellte sich Propagandaminister Goebbels und seinem Stab allerdings erstmalig die Frage, inwieweit sich das Radio auch in okkupierten Territorien mit einer nichtdeutschen und zum größten Teil der Besatzungsmacht gegenüber kritisch eingestellten Bevölkerung als Propagandainstrument nutzen ließ. Unterschiedliche, zuweilen gegensätzliche Antworten fand das Regime auf die Frage, inwieweit es überhaupt Ziel sein konnte, die Anzahl der Rundfunkteilnehmer in den besetzten Gebieten weiter zu erhöhen. Schließlich waren ein Ausbau des Rundfunks und die Bereitstellung weiterer Radiogeräte nicht nur mit finanziellem und personellem Aufwand verbunden. Aus deutscher Sicht war der Rundfunk propagandistisch auch ein zweiseitiges Schwert. Während er einerseits weitere Möglichkeiten zu eröffnen schien, Einfluss auf die einheimische Bevölkerung auszuüben, machte eine große Verbreitung von Radios andererseits den Aufbau eines deutschen Nachrichtenmonopols nahezu unmöglich: Auch mit Empfangsgeräten einfacher Bauart ließen sich nicht nur deutsche, sondern auch ausländische Programme empfangen.

In seiner Studie fragt Peter Richard Pinard vor diesem Hintergrund, ob das Besatzungsregime im Protektorat überhaupt auf den Rundfunk als Propagandainstrument setzte – oder dessen Verbreitung im Gegenteil zurückdrängen wollte, wie es etwa im Generalgouvernement durch Beschlagnahmungsaktionen etc. der Fall war. Rein rechnerisch scheint eine Antwort schnell gefunden: Die Anzahl der Rundfunkgeräte im Protektorat stieg aller kriegsbedingten Engpässe zum Trotz bis Ende 1944 um bemerkenswerte 48 Prozent an (S. 71 f). Doch herrschte in dieser

Sache auf Seiten des Regimes keineswegs immer Einigkeit. Im Amt des Reichsprotectors setzte sich Pinard zufolge erst schrittweise die Meinung durch, dass die Vorteile des Rundfunks als Propagandamittel überwogen. Um aber die Tschechen überhaupt propagandistisch erreichen zu können, hätte es aus deutscher Sicht nicht nur einer professionellen Programmplanung, sondern auch entsprechender personeller und finanzieller Mittel bedurft. Der Autor geht der Frage nach, mit welchen Strategien das Regime in dieser Hinsicht vorging und inwieweit bestimmte Gruppen in der Bevölkerung (wie Fabrikarbeiter, Jugendliche oder Bauern) besonders ins Visier der Propagandaplaner gerieten. Hierzu gehört auch ein Blick auf Personal und Organisationsstruktur des Rundfunks – schließlich waren ein Großteil der Mitarbeiter in der Prager Zentrale und auch den Außenstellen Tschechen.

Pinard widmet sich mit der nationalsozialistischen Rundfunkpolitik im Protektorat Böhmen und Mähren einem Bereich, zu dem bislang so gut wie keine systematischen Forschungen vorliegen. Auch wenn gerade in den vergangenen Jahren zu Medien, Kultur und Propaganda mehrere Studien hinzugekommen sind, stellt der Rundfunkbereich weitgehend thematisches Neuland dar.¹ Vor diesem Hintergrund ist die Dissertation, die der Verfasser 2011 an der Prager Karlsuniversität vorgelegt hat und die nun in überarbeiteter Form in der Peter Lang Edition erschienen ist, zweifellos von großer Bedeutung.

Mit Pinard hat sich einer der besten Kenner des Themas dieses Forschungsdesiderats angenommen. Er publizierte bereits mehrere Aufsätze zu Teilbereichen, darunter eine gekürzte Fassung seiner Masterarbeit² sowie mehrere Studien zu besonderen Programmformaten³ und deren Initiatoren bzw. ausgewählten Verantwortlichen.⁴ Weiterhin unterstützte er als wissenschaftlicher Berater die Produktion des tschechischen Spielfilms „Protektor“ (2009), in dem die Besatzungszeit aus der Sicht eines tschechischen Rundfunkjournalisten dargestellt wird. Der Rundfunk ist Pinard, der seit vielen Jahren bei der Prager Zentrale des Senders Radio Free Europe tätig ist, ohnehin bestens vertraut.

Seine deutschen und tschechischen Sprachkenntnisse ermöglichten Pinard die Auswertung sämtlicher relevanter Literatur und Archivquellen. Nennenswerte Informationen zur Programmplanung und den einzelnen Sendungen finden sich

¹ Zu den wenigen Studien, die bislang Informationen zum Thema beinhalten, zählt ein Aufsatz von František Hrdlička zur Entwicklung des Rundfunks im Protektorat als Teil eines Bandes zur Gesamtgeschichte des Tschechischen Rundfunks. *Hrdlička, František: Rozhlas v okupaci* [Der Rundfunk in der Okkupation]. In: *Jeřutová, Eva u. a.: Od mikrofonu k posluchačům. Z osmi desetiletí českého rozhlasu* [Vom Mikrofon zu den Zuhörern. Aus acht Jahrzehnten tschechischen Rundfunks]. Praha 2003, 150-182.

² *Pinard, Peter Richard: Wichtige Aspekte und zielgruppenspezifische Merkmale der Rundfunkpolitik im Protektorat Böhmen und Mähren 1939-1942*. In: *Acta Universitatis Carolinae. Studia Territoria* (2009) H. 3, 79-112.

³ *Ders.: Humor im Dienste der Verleumdung. Antisemitische „politische Sketche“ im Tschechischen Rundfunk 1941-1945*. In: *Theresienstädter Studien und Dokumente* 14 (2007) 92-175.

⁴ *Ders.: Jan Jílovský und Karel Korp. Analyse einer Tragödie in der Presseabteilung der Nationalen Gewerkschaftszentrale der Arbeitnehmer*. In: *Theresienstädter Studien und Dokumente* 15 (2008) 288-323.

allerdings nicht, wie es auf den ersten Blick naheliegen würde, im Archiv des Tschechischen Rundfunks (Archiv českého rozhlasu) in Prag: Zum Teil wurde das Material bereits während des Krieges zerstört, wenn beispielsweise wegen der kriegsbedingten Materialknappheit die Tonträger mehrfach überspielt wurden und so fast alle Originalaufnahmen der Sendungen verloren gingen. Pinard zufolge spricht zudem viel dafür, dass wesentliche Teile der Akten auch noch nach dem Ende der Okkupation vernichtet wurden: „Much of the company’s correspondence [...] was apparently shredded and pulped in the post-war period.“ (S. 27)

Doch gelingt es dem Autor, das Bild der Rundfunkarbeit unter deutscher Herrschaft mit Hilfe anderer, bislang wenig oder gar nicht berücksichtigter Archivbestände wesentlich zu erweitern. Informationen über Art und Umfang des tschechischsprachigen Programmes bot ihm nicht zuletzt die Programmzeitschrift „Týden rozhlasu“ (Woche des Rundfunks), die in wöchentlicher Folge die gesamte Besatzungszeit hindurch bis Mai 1945 herausgegeben wurde (S. 23). Informationen über die verantwortlichen deutschen und tschechischen Mitarbeiter des Rundfunks fand Pinard in den Akten der Nachkriegsermittlungen und -prozesse, die im Prager Archiv der Sicherheitsdienste (Archiv bezpečnostních složek) sowie im Staatlichen Gebietsarchiv Prag (Státní oblastní archiv Praha) aufbewahrt werden. Hinzu kamen weitere Bestände im Bundesarchiv in Berlin sowie im Deutschen Rundfunkarchiv in Frankfurt.

Sinnvollerweise ordnet Pinard zu Beginn seiner Analyse den Rundfunk erstens in den Kontext der NS-Besatzungspolitik ein und beleuchtet zweitens die deutsche Kontrolle und Lenkung von Medien und Propaganda im Protektorat. Den Schwerpunkt der Studie bildet anschließend eine detaillierte Analyse der wichtigsten Entwicklungen in der Rundfunkpolitik von den ersten Tagen unter deutscher Herrschaft bis zum Prager Aufstand im Mai 1945. Hierbei arbeitet der Autor mehrere zentrale Umbrüche und Wendepunkte heraus.

Pinard führt den Nachweis darüber, dass man sich im Amt des Reichsprotectors aus propagandistischen Erwägungen zu Beginn der Besatzungszeit gegen eine komplette Übernahme des Tschechischen Rundfunks entschieden hatte (S. 92). Besonders im ersten Jahr unter deutscher Herrschaft habe es dieser trotz aller Kontrolle und Einschränkungen verstanden, Zeichen gegen die Besatzer zu setzen. Pinard nennt in diesem Zusammenhang nicht nur bekannte Beispiele wie die legendäre Reportage des Rundfunkreporters František Kocourek vom „Tag der Wehrmacht“ am 19. März 1939 auf dem Prager Wenzelsplatz. Der Autor untersucht auch andere symbolträchtige Anlässe, beispielsweise wie der Tschechische Rundfunk die Feierlichkeiten zu Hitlers Geburtstag am 20. April 1939 weitgehend ignorierte und statt der bei deutschen Sendern üblichen Untermalung mit Kompositionen Richard Wagners unter anderem Filmmusik aus Disneys „Schneewittchen und die sieben Zwerge“ über den Äther schickte (S. 103). Gleichzeitig habe der Tschechische Rundfunk durch angepasste Sendereihen wie „Dnešní Německo“ (Das heutige Deutschland – mit dem Sudetendeutschen Walter Maras als Sprecher) oder die von General Emanuel Moravec vorgetragene „Vojensko-politické uvahy“ (Militärpolitische Erwägungen) versucht, beim Regime den Anschein „guten Willens“ zur Zusammenarbeit zu erwecken (S. 116-121). Die meisten Sendungen dieses Formates seien allerdings von

durchwachsender Qualität gewesen und hätten zudem ihre Wirkung bei den Hörern verfehlt.⁵

Mit der Amtszeit Lothar Scurlas als Leiter des Rundfunkreferats im Amt des Reichsprotectors (1940-1941) sei die bis dahin eher passive Zensur rigideren Maßnahmen gewichen. Diese hätten zum einen das gesendete Programm betroffen, was Pinard als „more active inclusion of pro-German and pro-Nazi program content“ zusammenfasst (S. 353). Daneben seien beim Tschechischen Rundfunk hinter den Kulissen zentrale Posten neu verteilt worden, wobei zumeist Sympathisanten des tschechischen rechtsextremen Lagers den Zuschlag erhalten hätten. Gerade die Entsendung des jungen und mit Blick auf die Rundfunkarbeit unerfahrenen Scurla zeige aber auch, dass Goebbels und sein Stab in dieser Phase keinen großen Wert auf professionelles Leitungspersonal beim Tschechischen Rundfunk legten. Pinard spricht in diesem Zusammenhang von einem „very low priority ranking for the propaganda needs of the Protectorate within the greater Nazi agenda of conquest in Europe at the time“ (S. 129, 353).

Dies änderte sich Pinard zufolge während der Amtszeit Ferdinand Thürmers, der nach einem mehrmonatigen Zwischenspiel Anfang 1942 den Posten des zur Wehrmacht eingezogenen Scurla übernahm. Thürmer griff massiv in die Strukturen des Tschechischen Rundfunks ein: Nachdem die Reichsrundfunkgesellschaft sämtliche Anteile des Betriebes übernommen hatte, war der Weg frei für eine Fusion mit dem „Reichssender Böhmen“ zur „Sendergruppe Böhmen-Mähren“ (S. 260 f.). De facto habe sich an der tendenziösen Ausrichtung politischer Programminhalte zwar nichts geändert, doch habe Thürmer den Anteil derartiger Sendungen am Gesamtprogramm stark reduziert, mehr Wert auf technische Qualität und die propagandistische Ausrichtung auf die tschechischen Hörer sowie auf eine positivere Außenwahrnehmung der Sendergruppe gelegt. Es habe für die Tschechen zumindest so wirken sollen, als ob sie die Kontrolle über „ihren“ Rundfunk behalten könnten (S. 283 ff.). Aus der Sicht des Regimes hätten sich die Änderungen durchaus bezahlt gemacht: „In essence, these were moves to cut out unnecessary blather and make listening more interesting and less arduous for Czech Radio’s audience.“ (S. 290)

Pinard gelingt es, die Entwicklung des Tschechischen Rundfunks, des dort eingesetzten Personals und die Veränderungen bei der Lenkung und Kontrolle durch deutsche Stellen detailliert und auf einer breiten Quellengrundlage darzustellen. Zu den besonderen Stärken des Buches zählt es, dass der Verfasser seine Analyse durch eine systematische Auswertung des gesendeten Programmes ergänzt. Hierzu wählt Pinard für die unterschiedlichen Phasen einzelne Wochen mit einem jeweils „typischen“ Sendebetrieb aus und beleuchtet diese auf den Anteil bestimmter Inhalte und Programmformate hin. Sprachlich ist die Studie sehr ansprechend und gut lesbar, dabei aber gleichzeitig inhaltlich präzise.

Letztlich ist die Frage, ob aus der Sicht des Besatzungsregimes von einer „erfolgreichen“ Rundfunkpolitik gesprochen werden kann, nicht einfach zu beantworten. Legt man als deren Ziel zugrunde, durch entsprechend angelegte Sendungen Propa-

⁵ Vgl. beispielsweise S. 116: „Moravec’s simplistic and frequently non-radiophonic manner was often deadly dull, and worse yet, it was ubiquitous.“

gandakampagnen wie die „Umerziehung der Tschechen zum Reichsgedanken“ zu unterstützen, sei die Rundfunkarbeit weitgehend wirkungslos gewesen. Allerdings sei dies, wenn überhaupt, dann nur in den Jahren vor der Ära Thürmer beabsichtigt worden. Dieser hatte Pinard zufolge eine wesentlich pragmatischere Rundfunkarbeit im Sinn: „The best he hoped to achieve was to give the Czechs the impression that Nazi hegemony was the ‚lesser of two evils‘“ (S. 355).

Definiert man dagegen rein quantitativ den Ausbau des Rundfunks als Ziel, so sieht Pinard mit Blick auf die trotz kriegsbedingter Einschränkungen stark steigende Anzahl von Rundfunkteilnehmern durchaus Erfolge. Doch besteht für ihn genau darin die Ironie: Um durch mehr Radiogeräte den Rundfunk als Propagandainstrument zu stärken, nahm die Besatzungsmacht in Kauf, dass deutlich mehr Tschechen die Sendungen ausländischer Rundfunkprogramme empfangen konnten, was dem Ziel eines deutschen Nachrichtenmonopols zuwiderlief. Doch schien die Besatzungsmacht zumindest bis 1941 kaum Interesse daran zu haben, für eine professionelle Programmplanung sowie deren Überwachung zu sorgen und den Rundfunk mit ausreichenden Mitteln auszustatten. Zwar sollte durch die Besetzung zentraler Stellen mit deutschen Funktionären eine Kontrolle sichergestellt werden, doch wirken die damit verbundenen Personalentscheidungen eher planlos. Selbst Stellen von zentraler Bedeutung wie die Leitung des Rundfunkreferates im Amt des Reichsprotektors wurden mit unerfahrenen Funktionären, in diesem Fall mit dem damals erst 30-jährigen Lothar Scurla, besetzt. Pinard gelingt es in seiner Arbeit, diesen Widerspruch deutscher Rundfunkpolitik im Protektorat deutlich herauszuarbeiten.

Düsseldorf/Velbert

Volker Mohn

Déak, István: Europe on Trial: The Story of Collaboration, Resistance, and Retribution in WW II.

Westview Press, Boulder/Col., Toronto 2015, 288 pp., ISBN 978-08133-4789-9.

“Collaboration” and “resistance” have long served as the primary categories for understanding Europeans’ responses to Nazi occupation during the Second World War. At the forefront of a relatively recent effort amongst historians to complicate this binary, the Hungarian-American historian István Déak has argued that the wide spectrum of reactions to German conquest requires a far more flexible and nuanced approach to classification. In his most recent effort to align both scholars and their students behind this historiographical shift, “Europe on Trial: The Story of Collaboration, Resistance, and Retribution in WWII” surveys the courses charted by European societies as they navigated different positions within Hitler’s empire. While the work resembles a textbook in format and general scope, it focuses thematically on the shifting relationships between occupier and occupied over time and space. Tracing their trajectories from the humiliation of Munich and the fatalism of France’s capitulation to the military reversals on the Eastern Front in 1942-43 and beyond, Déak thus challenges the reader to understand “collaborators” and “resisters” as dynamic actors in an unstable moral and political universe, not simply

hardened fascists or zealous patriots locked in ideological crusades. The book further differentiates the experience of German occupation according to several factors, including to each subject territory's political history, ideological proclivities, strategic utility, ethnic content, and perhaps most critically, geographical position within the Western or Eastern theatre of the war in Europe.

A project of this breadth is bound to invite accusations of overgeneralization and the author duly acknowledges the work's limitations. Déak prefers to illustrate with examples rather than expansive detail, highlighting some of the striking moral ambiguities that characterized life under occupation. How to judge the so-called Polish "blue policemen" who spent their weeks hunting down Jews and handing them over to the German authorities, and on the weekends joined anti-Nazi partisan units in blowing up supply trains? Is offering a German soldier a glass of water tantamount to collaboration? To what extent can we justify acts of resistance that incurred mass reprisals against civilians? In foregrounding such questions, "Europe on Trial" shows itself long on socratic interrogation and less concerned with definitive pronouncements. Though he concludes that, in opposition to some military historians, "resistance" actually hastened the end of the war, Déak appears more compelled to emphasize the strange and terrible ethical quandaries which occupation at times engendered.

The historian of postwar Europe will likely find most useful the final chapter on "The Long Aftermath" of collaboration, resistance and retribution, as it offers a much needed foray into the political legacies of postwar justice in both the Soviet-dominated and Western European nations. Indeed, conflicting evaluations of wartime "collaboration" and "resistance" in the arena of contemporary European politics remind us that, as Déak remarks, "the war and the German presence were not the only reasons social upheavals and revolutions engulfed Europe" from 1939-1945 (p. 2). As the best works on this period have done, Déak demonstrates with "Europe on Trial" that the fates of European societies took shape according to complex regional and internal developments and not simply the whims of an erstwhile master.

Mc Gill University

J. Luke Ryder

Müller, Matthias: Die SPD und die Vertriebenenverbände 1949-1977. Eintracht, Entfremdung, Zwietracht.

LIT Verlag Dr. W. Hopf, Berlin 2012, 603 S., ISBN 978-3-643-11786-1.

Eines der großen Themen der Geschichte der Vertriebenen ist das Verhältnis zwischen der Sozialdemokratie und den seit 1945 in die nachmalige Bundesrepublik geflüchteten Deutschen. Im vorliegenden Buch, einer hervorragend bewerteten und ausführlich belegten Gießener Dissertation, geht es nicht um die besonders in den Anfangsjahren ausgeprägte gegenseitige Unterstützung von Partei und Neubürgern, sondern um das Auseinanderdriften beider Seiten aufgrund der ab den 1960er Jahren immer dringender werdenden politischen Aufarbeitung der nach dem Zweiten Weltkrieg entstandenen neuen Grenzen. Der vom Autor gewählte Untertitel „Eintracht, Entfremdung, Zwietracht“ beschreibt den damit verbundenen Abkühlungsprozess sehr zutreffend.

Der erste Nachkriegsvorsitzende der SPD, der aus Westpreußen stammende Kurt Schumacher, hatte mit seiner Zusicherung, dass auf einer Friedenskonferenz um jeden Quadratmeter deutschen Bodens gerungen werden würde, unter den Vertriebenen von Anfang an Erwartungen geweckt, welche bei einer realistischen Einschätzung der deutschen politischen Situation reichlich unangebracht waren. Der Autor präsentiert geradezu endlos viele Beweise dafür, dass maßgebliche sozialdemokratische Politiker einschließlich des späteren Kanzlers Willy Brandt den Vertriebenen immer wieder Lösungen versprachen, die unrealistisch und schon aus damaliger Sicht nicht durchzusetzen waren. Doch hat man nicht den Eindruck, die Parteiführung habe die Basis zu täuschen versucht, vielmehr erscheint sie als rat- und hilflos. Dies betrifft den Umgang mit den Institutionen der Vertriebenen ebenso wie das Verhalten der Partei gegenüber realitätsnahen Äußerungen von Funktionsträgern wie Carlo Schmid oder Fritz Erler.

Schwieriger einzuschätzen ist die Rolle des letzten Vorsitzenden der sudetendeutschen Sozialdemokratie, Wenzel Jaksch, der erst 1949 aus britischem Exil in die Bundesrepublik übersiedeln durfte, innerhalb weniger Jahre zum prominentesten Vertriebenenpolitiker in der SPD wurde und die Führung des Bundes der Vertriebenen (BdV) übernahm. Jaksch setzte sich bis zu seinem Unfalltod im Jahr 1966 vehement für das Selbstbestimmungsrecht der Völker und die Menschen Ostmitteleuropas ein und forderte in diesem Zusammenhang auch einen Ausgleich zwischen den Deutschen und ihren Nachbarstaaten. Müller sagt zwar, dass Jaksch die Anerkennung der 1945 entstandenen Grenzen vor Abschluss eines Friedensvertrages ablehnte und aus diesem Grund eigentlich mit seiner Partei hätte brechen müssen, charakterisiert ihn aber als konservativen Sozialdemokraten, der sich „an der gesellschaftlichen Mitte und nicht an den politischen Rändern“ orientierte und auch den BdV entsprechend ausrichtete. Damit spricht er ihm einen großen Anteil daran zu, die Radikalisierung des BdV verhindert zu haben, der sich in den 1960er Jahren politisch an die Unionsparteien anlehnte und nicht den Lockrufen der NPD folgte. Was dabei unbeachtet bleibt, sind Jakschs Bemühungen, einen „Bund Patriotische Mitte“ zu gründen, gewissermaßen eine Nachfolgepartei des BHE (Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten), die nicht nur Vertriebenen, sondern auch Kritikern der „Neuen Ostpolitik“ eine politische Heimat bieten sollte. Spekulationen, was aus diesem Unternehmen geworden wäre, wäre es nicht durch den jähen Tod Jakschs beendet worden, sind müßig. Ihn ausschließlich als Figur zu zeichnen, die sich um die Integration der Vertriebenenpolitik in die großen Volksparteien verdient gemacht hat, greift aber vielleicht doch zu kurz.

Das Werk ist inzwischen in einer zweiten, unveränderten Auflage verfügbar. Ungeachtet seines Erfolges hätten Kürzungen dem Buch nicht geschadet. Man kann darüber denken, wie man will, Matthias Müllers Buch liefert immerhin umfangreiche Beweise, dass die SPD trotz ihrer gegenteiligen Beteuerungen und der Notwendigkeit ihrer Ostpolitik letztlich doch „hinter dem Rücken der Vertriebenen“ agiert hat.

Schwartz, Michael: Funktionäre mit Vergangenheit: Das Gründungspräsidium des Bundes der Vertriebenen und das „Dritte Reich“.

Oldenbourg, München 2013, 594 S., ISBN 978-3-486-71626-9.

Der Führungsspitze des 1958 in der Bundesrepublik Deutschland als Dachverband der Vertriebenenorganisationen entstandenen Bundes der Vertriebenen (BdV) haftete von Anfang an der Ruf an, besonders viele Mitglieder mit „brauner“ Vergangenheit zu haben. Dazu trug auch die DDR-Propaganda bei, der der Verweis auf die NS-Nähe vieler BdV-Funktionäre als wichtiges Mittel zur Diskreditierung der westdeutschen politischen Eliten diene. Exakte Daten lagen aber lange nicht vor, und diese zu eruieren, erwies sich als keineswegs einfach, wie der vorliegende Band zu den politischen Biografien der Mitglieder des Gründungspräsidiums des BdV zeigt.

Die Studie wurde vom BdV selbst in Auftrag gegeben, als dieser sich 2006 im Kontext der Diskussionen um das „Zentrum gegen Vertreibungen“ zur Aufklärung der Verbandsvergangenheit genötigt sah. Er wandte sich mit dem Unternehmen an das Münchner Institut für Zeitgeschichte (IfZ). Doch die Verwirklichung des Projekts, das vom Bundesministerium des Innern gefördert wurde, war von Schwierigkeiten und Konflikten begleitet. Ein vorzeitig an die Öffentlichkeit gelangtes Manuskript wurde als unangemessen entlastende Darstellung der Geschichte vor 1945 kritisiert, weshalb sich das IfZ 2010 zur Neuvergabe des Auftrags entschloss. Zum Projektleiter wurde IfZ-Mitarbeiter Michael Schwartz ernannt, der Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster ist und zu dessen Schwerpunkten sowohl die NS-Forschung als auch die Vertriebenenproblematik gehören. Seine Mitarbeiter vom IfZ, Michael Buddrus, Martin Holler und Alexander Post, haben vor allem die umfangreichen Recherchearbeiten in den ostmitteleuropäischen Archiven geleistet.

Die Studie, die als „Gutachten“ bezeichnet wird, untersucht die Biografien aller 13 Mitglieder des ersten BdV-Präsidiums von 1958 und die Art ihrer Verstrickung mit dem NS-Regime und somit das Ausmaß der persönlichen NS-Belastung der BdV-Funktionäre. In vier Kapiteln werden die politischen Werdegänge dieses Personenkreises mit dem Schwerpunkt auf den Jahren vor 1945 rekonstruiert. In der einleitenden Darstellung der Entstehungsgeschichte des BdV erläutert Schwartz die Kontroversen, die direkt mit der Gründung einsetzten. Vor allem die DDR habe immer wieder auf die starken personellen Kontinuitäten hingewiesen, die die junge Bundesrepublik insgesamt und gerade die Vertriebenenorganisationen mit dem NS-Staat verbunden hätten. Diese Vorwürfe hätten zwar viele fehlerhafte Details enthalten, doch bezeichnet Schwartz sie als „im Kern zutreffend“ (S. 2).

In der kollektivbiografischen Analyse werden zunächst Variablen wie geografische und soziale Herkunft, Bildung und Beruf untersucht, dann wird der politische Werdegang jedes einzelnen Mitglieds des BdV-Gründungspräsidiums nachgezeichnet. Diese Analyse folgt einem Zeitschema, das sich an den für die „auslandsdeutsche“ Präsidiumshälfte nicht immer relevanten Zäsuren von 1933 und 1939 orientiert, und zwangsläufig zu vielen Wiederholungen führt.

Eingangs werden die Unterschiede und Übereinstimmungen verdeutlicht, die innerhalb des kleinen untersuchten Personenkreises bestanden: War die Gruppe hin-

sichtlich der Geburtsjahrgänge und Geburtsorte sehr heterogen, wies sie zugleich bezeichnende und heute auch gut bekannte Gruppenmerkmale auf, die vor allem darin bestanden, dass die Mitglieder des Gründungspräsidiums nicht am Ersten Weltkrieg teilgenommen hatten und soziale Aufsteiger waren. Die Gruppe wird in drei Alterskohorten eingeteilt – die um die Jahre 1890, 1900 und 1910 Geborenen –, womit Schwartz eben die gleiche Generationsgliederung wie bereits Rudolf Jaworski für die sudetendeutschen „Volkstumskämpfer“ und Michael Wildt für die Mitglieder des Reichssicherheitshauptamtes vornimmt.¹ Die Analyse der einzelnen Werdegänge erbringt, dass lediglich 3 der dreizehn untersuchten Männer vor der Machtübernahme durch Hitler politisch tätig und zudem keiner von ihnen Mitglied der NSDAP war, was bedeutet, dass sich in der Gruppe kein „alter Kämpfer“ finden lässt. Die mittlere Generation hatte sich vor 1933 nur ansatzweise politisch profiliert, etwa in Verbänden (S. 204). Auch Aktivisten aus nationalen Schutzvereinen oder Studentenverbindungen sind unterdurchschnittlich vertreten. Dieses wie auch weitere Teilergebnisse, die Schwartz zu der These führen, dass nur eine knappe Mehrheit, d.h. sieben der 13 Untersuchten für die Zeit vor 1933 als „verfassungstreu“ bezeichnet werden können, sind sehr aufschlussreich, erscheinen wegen der kleinen Menge ausgewerteter Biografien aber auch als nur beschränkt aussagekräftig.

Im Teil über die Tätigkeit der späteren Vertriebenenfunktionäre in den Jahren zwischen 1933 und 1939 zeigt Schwartz, dass die NSDAP-Mitglieder unter ihnen der Partei oft aus Opportunismus beitraten, die meisten bereits vor der „Machtergreifung“. Er spricht 11 von ihnen eine formale oder ideologische Nähe zum Nationalsozialismus zu (S. 521 ff.), wobei er einen Fall als besonders charakterisiert: Rudolf Lodgman von Auen, der Vorsitzende der Deutschen Nationalpartei in der Tschechoslowakei, engagierte sich im NS-Staat nicht mehr politisch, was, wie die Analyse seiner Biografie nahelegt, wohl auf persönliche Antipathien gegenüber den führenden Figuren der Henlein-Bewegung zurückzuführen ist und auch auf seine Wahrnehmung, dass seine politischen Verdienste um die Sache der Deutschen nicht angemessen gewürdigt würden.

Im Hauptteil der Studie, der den individuellen Karrieren der Untersuchten 1939 und 1945 nachgeht, werden viele lückenhaften Angaben aus den Entnazifizierungsfragebögen, Gerichtsdokumenten wie auch Quellen aus der DDR überprüft und ergänzt. Besonderes Augenmerk gilt dabei der Frage, inwiefern der Verdacht, an NS-Verbrechen beteiligt gewesen zu sein, sich bestätigen oder widerlegen lässt. Das führt Schwartz schließlich dazu, das Gründungspräsidium des BdV von 1958 als deutlich NS-belastet zu bezeichnen. Der Grad der Involviertheit in den Nationalsozialismus wird dabei in fünf Kategorien klassifiziert. Schwer belastet seien die Mitglieder der NS-Besatzungsverwaltung in den besetzten Ostgebieten, Alfred Gille und Erich Schellhaus. SS-Führer Rudolf Wollner und Wehrmachtsoffizier Hellmut Gossing

¹ Vgl. *Jaworski*, Rudolf: Vorposten oder Minderheit? Der sudetendeutsche Volkstumskampf in den Beziehungen zwischen der Weimarer Republik und der ČSR. Stuttgart 1977. – *Wildt*, Michael: Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes. Hamburg 2003, 46.

werden aufgrund mangelnder konkreter Nachweise trotz ihrer Teilnahme an der sogenannten „Partisanenbekämpfung“ auf dem Balkan als nur „möglicherweise schwer belastet“ eingestuft. Als aktive Mitläufer werden Hans Krüger, Otto Ulitz, Josef Trischler und Heinz Langguth charakterisiert, die bewusst und aktiv und oft zu voller Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten dem Regime dienen. In die Kategorie der geringfügig Belasteten wird Reinhold Rehs eingeordnet, der NS-Verfolgte verteidigte, ferner Karl Mocker aufgrund positiver Aussagen tschechischer Mitbürger, und auch der Sonderfall Rudolf Lodgmans von Auen findet sich hier eingestuft. Als vollkommen unbelastete Präsidiumsmitglieder gelten lediglich der südböhmische Sozialdemokrat Wenzel Jaksch und der ostpreußische Katholik Linus Kather.

Die Autoren dieser Studie haben unter einem enormen Aufwand einen umfangreichen Quellenfundus ausgewertet. Die Studie ist aufgrund der ausgewogenen wissenschaftlichen Darstellung und Kontextualisierung der Angaben überwiegend auf ein positives Echo gestoßen. Vereinzelt wurde aber auch gerade der hohe Arbeitsaufwand als unangemessen und „überzogene Nazi-Riecherei“ kritisiert,² bzw. die Meinung geäußert, dass die jahrelange Recherchearbeit nichts zu Tage gefördert habe, was nicht ohnehin schon bekannt gewesen sei.³

Die Studie leistet jedenfalls einen wichtigen Beitrag nicht nur zur „Verwissenschaftlichung der Debatten“⁴ über die NS-Vergangenheit der BdV-Funktionäre selbst, sondern auch zur problematischen Elitenkontinuität im Nachkriegsdeutschland und hat in dieser Hinsicht manchen Vorwurf aus der DDR an die Adresse der BRD, der lange Jahre als pure Propaganda abgetan worden war, als gerechtfertigt erwiesen. Die einzige Beschränkung der Studie war ihr von Anfang an eingeschrieben: Die geringe Zahl der analysierten Biografien wirft die Frage danach auf, wie repräsentativ diese sind und weckt den Wunsch nach ergänzenden und vergleichenden Studien.

Budweis

Mikuláš Zvánovec

² Köhler, Henning: Auf der Suche nach belastendem Kontext. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 13.01.2013.

³ Kellerhoff, Sven Felix: Die Nazi-Vergangenheit der Vertriebenenfunktionäre. In: Die Welt vom 28.11.2012. URL: <http://www.welt.de/politik/deutschland/article111609828/Die-Nazi-Vergangenheit-der-Vertriebenenfunktionaere.html> (am 3.7.2015).

⁴ Beer, Matthias: Rezension zu: Michael Schwartz: Funktionäre mit Vergangenheit. In: H-Soz-u-Kult vom 07.05.2013. URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2013-2-093> (am 3.7.2015).

Bescansa, Carme/Nagelschmidt, Ilse (Hgg.): Heimat als Chance und Herausforderung. Repräsentationen der verlorenen Heimat.

Frank & Timme, Berlin 2014, 333 S., Abb., ISBN 978-3-732900-27-5.

Heimat, Flucht und Vertreibung – vor einigen Jahren schienen diese Themen gemeinsam mit der „Erlebnisgeneration“ zu verschwinden. Die Entwicklung von Konzepten wie „Raum“ und „Generation“ hat jedoch neue Perspektiven auf alte Gegenstände und ideologisch belastete Begriffe ermöglicht. Publikationen der jüngsten Zeit zeigen ebenso wie zahlreiche Tagungen, dass mit einer neuen Generation

von Forscherinnen und Forschern ein Paradigmenwechsel eingeläutet worden ist. Die „leeren Räume“¹ der Zeitzeugen eröffnen Chancen, ohne Konkurrenz mit der Deutungshoheit der Erlebnisgeneration agieren zu können. Es entstehen neue Diskurse – sachlicher und weniger stark emotionalisiert. In diesen Kontext kann der transnational konzipierte Tagungsband von Bescansa und Nagelschmidt eingeordnet werden, der 17 Aufsätze europäischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler versammelt, die um Fragen der Auseinandersetzung mit der verlorenen Heimat in der deutschsprachigen Literatur vom 19. bis zum 21. Jahrhundert kreisen.

Nahezu alle Autoren des Bandes widmen einen Teil ihrer Ausführungen der Begriffsgeschichte und -analyse von Heimat und Raum. Dies führt einerseits unweigerlich zu Redundanzen, andererseits dem Leser eindrucksvoll und vielschichtig vor Augen, dass in das semantische Feld von Heimat und Raum Bewegung gekommen ist. Friederike Eigler stellt zu Beginn in Bezug auf Flucht und Vertreibung in der Gegenwartsliteratur methodologische Überlegungen zum Heimat- und Raumbegriff an. Sie verortet den sogenannten *spatial turn* im Paradigma „Dynamik“. Die literarischen Verfahren der Verwebung von „imaginierten und ‚realen‘ Räumen“ (S. 34) und die Entwicklung einer „Geopoetik“ im Bachtinschen Verständnis der Vielschichtigkeit lösen den Raumbegriff aus seinem ideologischen und ideologisierten Kontext heraus. Eigler bleibt nicht bei theoretischen Überlegungen stehen, sondern zeigt ihr Paradigma der Dynamik anhand verschiedener Beispiele. Eines ist Horst Bieneks Roman „Gleitwitz: Eine oberschlesische Chronik in vier Romanen“. Der geopoetische Ansatz nimmt den konkreten geografischen Raum Oberschlesien in den Blick und versetzt diesen gleichsam in Bewegung. Die Vielschichtigkeit der oberschlesischen Grenzregion wird auf verschiedenen Ebenen und mit literarischen Mitteln transparent. Eigler öffnet zudem ein Fenster in die Zukunft der Erinnerung, wenn sie auf die dritte Autorengeneration eingeht, wie Jörg Bernig, Olaf Müller und Tanja Dückers. Transgenerationale Traumatisierungen schwächen sich ab und es besteht im Gegensatz zur zweiten Generation die Chance zur Rückkehr zu den geografischen Räumen der Gegenwart. Umso mehr erscheint Heimat hier als generationenübergreifender „Prozess der Beheimatung“ (S. 45) auch der/des Anderen.

Ilse Nagelschmidt ordnet Heimat dem performativen Konzept „Erinnerung“ zu und verweist gleichzeitig auf den Konnex von „Memoria“ und „Gender“. Ebenso wie die Erinnerung kennzeichnet auch Heimat einen permanenten Konstruktionsprozess. Erinnerung bildet die Vergangenheit keineswegs statisch-fotografisch ab, Erinnerung ist ein kreativer Akt, der sich immer wieder neue Formen sucht. Nagelschmidt richtet den Fokus auf die literarische Inszenierung von Heimat in Texten der DDR-Literatur. Die Ambivalenz von staatlich verordnetem Schweigen und der großen Präsenz von „Flucht und Vertreibung“ in der DDR-Literatur provozierte besondere literarische Verarbeitungen. Aus Heimat werden Erinnerungslandschaften. Es setzt ein Transformationsprozess ein, dem die verlorene Heimat und die Autoren gleichermaßen unterliegen. Am Beispiel der Autorinnen Christa Wolf, Ursula Höntsch und Helga Schütz, die alle nach ihrer Flucht aus dem Osten in der

¹ Rothfels, Hans: Zeitgeschichte als Aufgabe. In: VfZ (1953) H. 1, 1-8, hier 8.

DDR aufgewachsen sind, zeigt Nagelschmidt mehrfache Entfremdungsprozesse, gleichzeitig aber auch durch die konkreten Reisen zurück an die Orte der Kindheit die Vieldimensionalität des Raumes. Die Erfahrung des Verlusts birgt gleichzeitig die Utopie der Wiederfindung in sich. Das Spezifische weiblicher Erfahrungswelten offenbart sich in einem „immer wieder“, in doppelten Entfremdungsprozessen; am Ende steht die Fremdheit des eigenen Ich. Nicht nur die Kindheit und ihre konkreten Orte müssen verschwiegen werden, sondern es wiederholt sich auch der Anpassungsdruck – Rückblendungen in die NS-Zeit – für viele Frauen in der DDR. Diese Erfahrungen prägen die literarischen Texte dieser Autorinnen, denen ein Netz sich überlagernder äußerer und innerer Erinnerungsräume sowie geografischer Orte in Vergangenheit und Gegenwart zugrunde liegt.

Das Konzept des „Uneindeutigen“ wird in der Analyse des Romans „Verklärte Nacht“ von Libuše Moníková auf die Spitze getrieben. Carme Bescansa erörtert Heimat nicht als einen Ort, sondern stellt Raum und Zeit in Bewegung vor. Es scheint so, als würde sie ein grenzenloses Konzept etablieren, das sich perfekt in unsere vernetzte, globale Welt einpasst und gleichermaßen die Erinnerung an Exil, Flucht und Vertreibung repräsentiert. Heimat – kein Ort, sondern Performance, deren literarische Bearbeitung erst durch die Verlusterfahrung überhaupt möglich wird. Die Geopoetik wird um die „Poetik der Bewegung“ (S. 188) erweitert. Kulminationspunkt der Entfremdung ist die Sprache. Das Schreiben in der fremden Sprache Deutsch, das die tschechische Schriftstellerin Moníková wählt, beschert ihren Texten eine neue Perspektive, nämlich die von außen. Diese lässt die oppositionellen Äquivalenzen auf der semantischen Ebene besonders deutlich hervortreten; dem Paradigma Heimat steht jenes der Heimatlosigkeit gegenüber: über Grenzen von Raum und Zeit statt fester Orte. Dieses dynamische Heimatverständnis ordnet Bescansa der Poetologie von Franz Kafka und Ingeborg Bachmann zu. Erinnerung sei hier auch nochmal an Michail Bachtin und seine Idee der Vernetztheit aller Texte. Am Ende des Romans werden Heimat und Entgrenzung zusammengeführt. Die „Mutter Heimat“ wechselt ihr Geschlecht. Ein Ankommen gibt es jedoch nicht. Heimat – das ist eine ewige Suche.

In dem vorliegenden Sammelband finden sich des Weiteren Aufsätze, die sich mit der Heimatkunstbewegung der Jahrhundertwende, Ruth Hoffmann und Franz Kafka beschäftigen (Frauke Janzen, Manfred Weinberg). Es geht auch hier immer wieder um das Auflösen der Schwarz-Weiß-Optik starrer Verortungen im kollektiven Gedächtnis. Die vielfach negativ konnotierte Einordnung von Heimatliteratur ist nicht zuletzt den großen Spuren der Generation der 68er geschuldet. Wie problematisch und verzerrend dies ist, hat Manfred Weinberg am Beispiel der Prager deutschen Literatur und Kafka gezeigt. Die Vielschichtigkeit von Heimat kommt hier besonders stark zum Ausdruck. In Böhmen und Mähren leben Deutsche, Tschechen und Juden. Böhmen gehört zum „Vielvölkerstaat“ Österreich-Ungarn. Grenzen lösen sich auf: Kafka erscheint als Autor eines transkulturellen Umfelds. Prag versus sudetendeutsch – diese Erinnerung verschwindet als Zerrbild im Nebel.

Es ist immer wieder die Bewegung, welche die Autoren des Bandes in den Blick nehmen. So auch bei ambivalenten Schriftstellern, wie es der Sozialdemokrat und zugleich von der NS-Ideologie beeinflusste Emil Franzel war, dessen „Böhmisches

Feuer“ Peter Becher analysiert. Bei dem Buch handelt es sich um eine Form von Geheimdienstroman, in dem Heimat als Kommunikationssystem – erinnert sei an die *cadres sociaux de la mémoire* von Maurice Halbwachs – im Zug stattfindet. Und Böhmen wird zum Ort des Purgatoriums, dem die Chance zur Versöhnung inne-wohnt. Hier beginnt die eigentliche Moderne.

Das kurze Fazit der paradigmatisch verknüpften Aufsätze über Heimat in literarischen Texten aus fast 200 Jahren könnte „Dynamik versus Statik“ heißen. Es beeindruckt, dass die Narrative der Heimatvertriebenen keineswegs ausgeschlossen sind; dies macht die Aufnahme der Erinnerungserzählung von Annelies Schwarz in den Band deutlich; wie überhaupt die literarische Verarbeitung von Flucht und Vertreibung erstaunlich markant an die lebensgeschichtlichen Narrative der Betroffenen und ihrer Nachfahren erinnert. Denn auch hier handelt es sich um hybride Konstruktionen und Rekonstruktionen, deren Kennzeichen Performativität und Bewegung sind. Auch hier eignen sich literaturwissenschaftliche Verfahren zur Analyse.

Der Blick der Herausgeberinnen auf die Asymmetrie zwischen literarischer und historischer Verarbeitung von Flucht und Vertreibung lenkt die Aufmerksamkeit auf wichtige Themen, deren Erforschung noch am Anfang steht. Genannt sei hier die sexualisierte Gewalt im Krieg. Zweifellos gewinnt der Themenkreis Flucht und Vertreibung durch die aktuelle Flüchtlingssituation in Europa ungeheure Aktualität, die möglicherweise als Katalysator für neue Entwürfe von Heimat als dem Anderen im Eigenen wirkt. Mut zur Grenzüberschreitung und ein transnationaler Ansatz sind dazu unerlässlich.

Eitensheim

Susanne Greiter

Olšáková, Doubravka: Věda jde k lidu! Československá společnost pro šíření politických a vědeckých znalostí a popularizace věd v Československu ve 20. století [Die Wissenschaft geht zum Volk! Die tschechoslowakische Gesellschaft für die Verbreitung politischer und wissenschaftlicher Kenntnisse und die Popularisierung der Wissenschaften in der Tschechoslowakei im 20. Jahrhundert].

Academia, Praha 2014, 678 S. (Šťastné zítřky 10), ISBN 978-80-200-2318-6.

Doubravka Olšáková, Mitarbeiterin des Instituts für Zeitgeschichte der tschechischen Akademie der Wissenschaften in Prag, hat mit „Die Wissenschaft geht zum Volk!“ die erste umfassende Studie über die „Tschechoslowakische Gesellschaft für die Verbreitung politischer und wissenschaftlicher Kenntnisse“ (im Weiteren nur als „Gesellschaft“ bezeichnet) vorgelegt. Mit diesem Buch knüpft sie an ihre früheren Arbeiten zur Wissenschaftsgeschichte an. Ihr Hauptziel ist, die Geschichte der „Gesellschaft“ während der Jahre 1952 bis 1968 zu rekonstruieren, wobei der Fokus auf den institutionellen Strukturen, in welche die „Gesellschaft“ eingebunden war, und auf ihrer organisatorischen Entwicklung liegt. Das Buch ist chronologisch aufgebaut, diese Struktur wird um thematische Kapitel ergänzt, in denen Olšáková die Funktionsweise und die Repräsentation der „Gesellschaft“ in den Blick nimmt. Hauptthemen sind dabei die Beziehungen zwischen der „Gesellschaft“ und der Akademie der Wissenschaften, das Verhältnis zum Zentralkomitee (ZK) der KSČ

bzw. der Abteilung Ideologie im ZK; ferner werden die personelle Entwicklung, die Veröffentlichungspolitik, die internationalen Kooperationen sowie die Konzeptualisierung und Praxis der Popularisierung ausgewählter wissenschaftlicher Disziplinen in der „Gesellschaft“ geschildert.

Olšáková's Hauptthese, die nicht in der Einleitung, sondern in einer Fußnote am Ende des Buches zu finden ist, lautet, dass zum einen „die leistungsfähige Propagandamaschinerie“ nicht ausschließlich auf Initiative des ZK der KSČ hin entstand, sondern auch andere Akteure des wissenschaftlichen Lebens maßgeblich an ihrem Funktionieren beteiligt waren. Zum anderen betont sie, dass man „sich ihren Forderungen widersetzen konnte“ (S. 599). Damit fordert sie die ältere tschechische Historiografie heraus, die den Staatssozialismus häufig als System beschrieben hat, in dem einige Mächtige die große wehrlose Mehrheit der Gesellschaft beherrschten. Während die Autorin einerseits die Rolle historischer Akteure der „zweiten Reihe“ herausstreicht und zeigt, wie stark das Feld der Kultur in der sozialistischen Tschechoslowakei auch von Menschen geprägt wurde, die nicht im Zentrum der Macht standen, verdeutlicht sie andererseits die Grenzen der gesteuerten Indoktrination.

Die Monografie zeichnet sich durch eine ausführliche Heuristik aus. Olšáková hat nicht nur die Archivquellen der zentralen Institutionen ausgewertet, sondern auch eine breite Palette von der „Gesellschaft“ herausgegebener Zeitschriften, Bücher und Broschüren. Dieser Akzent auf den Quellen spiegelt sich nicht zuletzt in den zahlreichen Zitaten, die den Text durchziehen, oft aber ohne tiefere analytische Einschätzung stehen bleiben. Der strukturell-funktionalistische Zugang, den Olšáková, ohne ihn direkt zu begründen, wählt, ermöglicht ihr, die Struktur der „Gesellschaft“ und die wichtigsten Tendenzen ihrer Tätigkeiten zu erfassen, nicht aber Prozesse von unten in die Analyse zu integrieren.

Die „Gesellschaft“ war, wie das Buch überzeugend zeigt, ein Transmissionsriemen zwischen hochspezialisierten Einrichtungen, der Ideologischen Abteilung des ZK der KSČ und der tschechoslowakischen Gesellschaft. Als wichtige Propagandainstitution hatte sie die Aufgabe, Wissen für die Massen in einer bestimmten ideologischen Form zugänglich zu machen – d.h. zu filtern. Olšáková kann nachweisen, dass die KSČ-Führung die Richtung, in der Wissen ideologisch aufgearbeitet werden sollte, zwar grundsätzlich vorgab, die konkrete Realisierung aber von den Angestellten der „Gesellschaft“ abhängig war. Ähnlich wie das sowjetische Vorbild oder vergleichbare Institutionen in den anderen sozialistischen Ländern (z.B. die „Urania“ in der DDR), war die „Gesellschaft“ also keine wissenschaftliche Institution, sondern ein ideologisches und propagandistisches Instrument der Partei. Vor diesem Hintergrund analysiert Olšáková den Ideologisierungsprozess der 1950er und die relative Liberalisierung in den 1960er Jahren jeweils anhand von Fallstudien – u.a. der astronomischen und der landwirtschaftlichen Sektion. Aufschlussreich ist auch der detaillierte Blick, den sie auf die Karriere des Vorsitzenden der „Gesellschaft“ der Jahre 1957-1965, den Historiker Josef Macek, wirft.

Ein umfangreiches Kapitel gilt der Entstehung und den Wandlungen der Propaganda für den „wissenschaftlichen Atheismus“. Olšáková führt die Genese dieses ideologischen Feldes auf den sowjetischen Einfluss, die tschechoslowakische anti-religiöse Tradition und den Bedarf zurück, nach der Revisionismuskrisis von 1956

die sozialistische Identität zu erneuern und zu befestigen. Sie belegt sehr gut, dass der allgemeine Liberalisierungstrend der 1960er Jahre nicht ohne Auswirkung auf die sehr rigide marxistische Disziplin des wissenschaftlichen Atheismus blieb. Die Folgen zeigten sich u. a. an der Veröffentlichungspolitik, denn nun wurden westliche Marxisten, allen voran Roger Garaudy, übersetzt und publiziert, die über Religion und Atheismus anders geschrieben hatten als die Spezialisten aus der Sowjetunion.

Obwohl die Haupttätigkeit der „Gesellschaft“ aus populären Vorträgen bestand, die überwiegend von ihren Zweigstellen in den Kreisen und Bezirken organisiert wurden, geht Olšáková ausschließlich aus der Perspektive der zentralen Organe an ihr Thema heran. Wird so zwar die Gesamtstruktur des Projekts sehr gut deutlich, entfällt aber doch der Blick sowohl auf die Alltagstätigkeit als auch auf die Interaktion zwischen den lokalen Filialen und dem Zentrum. Daher kann die Frage, wie die „Gesellschaft“ im Detail funktioniert hat und inwiefern ihre Tätigkeit erfolgreich war, nur teilweise und nur im Bezug auf das Zentrum beantwortet werden. Im Ausblenden der lokalen Ebene liegt die große konzeptuelle Schwäche des Buches, die umso bedauerlicher ist, als sich wohl ein ganz anderes Bild des öffentlichen Auftretens und des Wirkens der „Gesellschaft“ ergeben würde, fände diese Dimension auch Berücksichtigung.

Die Hauptthese des Buches wäre überzeugender, hätte das Buch eine Einleitung, in der die theoretischen und methodologischen Grundlagen, die zentrale Fragestellung und die konzeptionellen Vorüberlegungen sowie die Begrifflichkeit vorgestellt würden. Zu stark vereinfacht erscheint zudem die abschließende Einschätzung, dass „der Indoktrinationsversuch, der durch die ‚Gesellschaft‘ realisiert wurde, nicht erfolgreich war“ (S. 601), wie überhaupt die These, das Projekt, einen „neuen Menschen zu schaffen“, sei gescheitert. In den einzelnen Kapiteln deutet Olšáková durchaus an, dass die Realität komplexer und vielschichtiger war, die Indoktrination aber partiell durchaus gelang. Einen Beweis dafür könnte etwa der Atheismus der heutigen tschechischen Gesellschaft liefern.

Die theoretische Konzeptualisierung und eine weiter gehende Interpretation der Fakten, die Olšáková erarbeitet hat, bleibt also Aufgabe künftiger Forschung. Als produktiv könnten sich in diesem Kontext diskursanalytische Methoden in Kombination mit Pierre Bourdieus Feld-Theorie erweisen, die es ermöglicht zu untersuchen, inwiefern die „Gesellschaft“ den öffentlichen Diskurs einzelner wissenschaftlicher Disziplinen geprägt hat und wie groß ihr symbolisches Kapital in dem jeweiligen kulturellen Feld war.

Die Studie legt eine gute Grundlage für einen systematischen Vergleich entweder im Rahmen des „Ostblocks“ oder mit der Sowjetunion. Dabei könnte auch gefragt werden, ob die „Gesellschaft“ lediglich ein Produkt der Sowjetisierung der tschechoslowakischen Wissenschaft war, oder ob es sich eher um ein von der UdSSR inspiriertes Projekt handelte, das auch eine Eigendynamik hatte.

Insgesamt stellt das Buch eine solide Geschichte der „Tschechoslowakischen Gesellschaft für die Verbreitung politischer und wissenschaftlicher Kenntnisse“ in der Top-Down-Perspektive dar. Es bietet eine überaus wertvolle Faktenbasis für Historiker, die sich mit der Geschichte der sozialistischen Tschechoslowakei befassen, und eröffnet neue Perspektiven auf die Kulturgeschichte und die Kulturpolitik.

Insbesondere für Forschungen zur sozialistischen Propaganda stellt es einen unverzichtbaren Ausgangspunkt dar.

München

Jan Tesař

Knapík, Jiří u. a. (Hgg.): Děti, mládež a socialismus v Československu v 50. a 60. letech [Kinder, Jugend und der Sozialismus in der Tschechoslowakei in den 1950er und 1960er Jahren].

Slezská Univerzita v Opavě, Opava 2014, 207 S., 5 Abb., ISBN 978-80-7510-057-3.

Die „Geschichte der Kindheit und Jugend“ ist in der Historiografie bisher kein gut erschlossenes Themenfeld, vor allem nicht für die jüngere Zeitgeschichte nach 1945. Nur wenige – wenn auch sehr anregende – Arbeiten, wie die aus der Feder der US-amerikanischen Historikerin Tara Zahra, wagen einen innovativen Zugang zur europäischen (Nach-)Kriegsgeschichte mit einem Fokus auf Kindheit.¹ Warum es sich dennoch lohnt, eine Geschichte von Kindern und der „Kindheit“ zu schreiben, versucht der vorliegende Sammelband zu zeigen. Trotz der Beschränkung auf die ersten zwei Jahrzehnte der sozialistischen Tschechoslowakei gelingt es den AutorInnen durchaus, nicht nur Desiderate bezüglich lohnenswerter Themenbereiche sowie methodischer und Quellenzugänge zu benennen, sondern auch einige Lücken empirisch gesättigt zu füllen und neue Wege zu beschreiten.

Herausgeber Jiří Knapík, Dekan der Philosophisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Opava, fächert in seiner Einleitung den Forschungsstand auf und weist auf bisher unbearbeitete Forschungsperspektiven hin. Er selbst ist in dem Band mit zwei Aufsätzen über das Schulsystem und die außerschulische Erziehung vertreten, die zuvor bereits an anderer Stelle erschienen sind.² Allerdings hat er sie deutlich erweitert und vor allem mit zusätzlichem Quellenmaterial unterfüttert. So zeigt er, dass sich am Beispiel außerschulischer Betreuungs- und Bildungsangebote die zur differenzierenden Analyse zwingende Komplexität des Feldes „Kindheitsgeschichte“ hervorragend darstellen lässt. Knapík verbindet in beiden Aufsätzen eine institutionengeschichtliche Basis mit wissenschafts-, diskurs- und sozialhistorischen Perspektiven. Im ersten Beitrag schlägt er einen weiteren Bogen, indem er den Quellen des tschechoslowakischen sozialistischen Erziehungs- und Bildungsideals nachgeht. Diese beschränkt er nicht auf die Stalinisierung nach der Machtübernahme durch die Kommunisten 1948, sondern bindet sie an nationalhistorische und mittel- wie westeuropäische Traditionen zurück. Theorien und Experimente einer kollektiven und damit vermeintlich gegenüber der bürgerlichen, autoritären Familie progressiven Erziehung lassen sich für zahlreiche Länder seit

¹ Vgl. Zahra, Tara *The Lost Children. Reconstructing Europe's Families after World War II.* Cambridge, Mass 2011.

² Knapík, Jiří: Socialistické školství a tzv. mimoškolní výchova v Československu v 50. a 60. letech [Das sozialistische Schulwesen und die sogenannte außerschulische Erziehung in der Tschechoslowakei der 1950er und 1960er Jahre]. In: *Acta historica Neosoliensia* 16 (2013) 88-106. – Ders.: Školní družny a kluby v 50. a 60. letech jako součást socialistické mimoškolní výchovy [Schulhorte und -klubs in den 1950er und 1960er Jahren als Teil der sozialistischen außerschulischen Erziehung]. In: *Kuděj* 14 (2013) H. 1, 5-25.

dem ausgehenden 19. Jahrhundert nachweisen. In der konkreten Konstellation des tschechoslowakischen Kommunismus verbanden sich schließlich übernommene reformpädagogische mit stark ideologisch aufgeladenen kollektivpädagogischen Ansätzen, um die Kinder und Jugendlichen zu „sozialistischen Menschen“ zu erziehen. Die Umsetzung dieses Ideals und seine Transformationen verfolgt Knapík anhand des Netzes außerschulischer Betreuungsinstitutionen, also der Schulhorte und Schulklubs sowie der in kindliche Freizeitaktivitäten hineinwirkenden Pionierorganisationen. Außerdem geht er sehr ausführlich auf Medienangebote für Kinder – Literatur, Zeitschriften und Fernsehsendungen – ein. Für die Betreuungsinstitutionen wie die Medien gelangt er zu dem Fazit, dass die Entwicklung von einem überwiegend ideologisch-formalistischen Beginn in den 1950er Jahren zur Lockerung, Öffnung und „kindgerechteren“ Gestaltung in den 1960er Jahren führte. Damit spiegle sich die allgemeine politikhistorische Tendenz der tschechoslowakischen Geschichte der 1950er und 1960er Jahre auch in der Geschichte von „Kindheit“.

Knapíks zweiter Artikel widmet sich sehr detailliert der Entstehung und Wandlung des Netzes von Schulhorten, vertieft also einen Aspekt des ersten Aufsatzes. Besonderes Augenmerk legt er auf einen Abgleich ideologisch motivierter Absichtserklärungen von Partei und Nationalausschüssen mit den institutionellen und pädagogischen Realitäten und zeigt damit, dass Anspruch und Wirklichkeit wie so oft weit auseinander lagen. Nicht nur konnte die Nachfrage nach Hortplätzen nicht befriedigt werden, auch die Aufgaben und pädagogischen Ansprüche wurden permanent diskutiert und verändert. Nicht zuletzt beeinträchtigten zahlreiche Probleme im Betrieb der Hort- und Klubeinrichtungen die Erfüllung der hoch gesteckten Erwartungen.

Die weiteren Aufsätze lassen sich in zwei thematische Gruppen einteilen: Institutionen und Angebote für Kinder und Jugendliche sowie das Reden und Denken von Partei und Funktionären über Kinder und Jugendliche. Der Aufsatz von Jiří Křesťan passt dabei am wenigsten ins eingangs formulierte Programm einer Geschichte der „Kindheit“. Zwar beschäftigt er sich mit den legislativen Grundlagen des Grundschulsystems, dessen Erforschung Knapík auf die Agenda gesetzt hatte. Doch münden die Ausführungen eher in einer Apologetik des in Křesťans Augen falsch eingeschätzten Bildungsministers Zdeněk Nejedlý. Dem Hochschulprofessor werde die Sowjetisierung und Stalinisierung der tschechoslowakischen Grundschulen vorgeworfen, was Křesťan mit der Rekonstruktion des historischen und ideologischen Kontextes des Nejedlýschen Schulgesetzes von 1948 widerlegen möchte. So verweist der Autor auf die Wurzeln der damals eingeführten „Einheitsschule“ in der Reformpädagogik und ihre Verbreitung auch in westlichen Ländern. Křesťan betont, den Politiker mit Blick auf dessen Beteiligung an politischen Säuberungen im Schul- und Hochschulbereich nicht idealisieren zu wollen, erklärt aber, dass die Stalinisierung andere Akteure gegen den gesundheitlich geschwächten Minister durchgesetzt hätten, der 1953 aus dem Amt entfernt und zum stellvertretenden Ministerpräsidenten ernannt wurde. Im Kontext tschechischer (politik)historiografischer Diskurse ist Křesťans Beitrag ohne Frage interessant, nur erscheint er im Zusammenhang einer Geschichte der Kindheit ein wenig deplatziert.

Einen thematisch wie von den Quellen her äußerst innovativen Beitrag liefern Jan Jiráček und Barbara Köpplová, die sich dem Fernsehangebot für Kinder in den 1960er Jahren widmen. Ausgehend von der Feststellung, dass dem Fernsehen vor allem ein pädagogischer Auftrag zugesprochen wurde, zeichnen die Autoren nach, mit welchen Formaten und Inhalten dieser erfüllt werden sollte. Analog zu Knapík stellen auch sie einen grundlegenden Wandel seit Mitte der 1960er Jahre hin zu einer gesamtgesellschaftlich wirksamen Liberalisierung fest. Anfangs paternalistisch, ideologisch durchdrungen und ohne Rücksicht auf die Interessen von Kindern, gestalteten die Redaktionen das Programm schließlich um. Vor allem Jugendliche sollten stärker erreicht werden, während für Kinder fantasievolle und weniger autoritär-didaktische Programme erstellt wurden.

Marína Zavacká und Martin Franc fragen in ihren Beiträgen schließlich nach dem „Bild“ von der Jugend in der Partei. Da sie damit in erster Linie auf junge Erwachsene ab etwa 16 Jahren rekurrieren, verlassen auch sie das Kerngebiet der Kindheitsgeschichte. Zavacká diskutiert anhand von Protokollen der Kreisparteitage der Kommunistischen Partei der Slowakei KSS, inwiefern die Haltung unterer Hierarchiestufen der Partei von der offiziell propagierten Linie abwich. Sie gelangt zu dem Schluss, dass auf dieser unteren Ebene offener gesprochen worden sei und sich eine pessimistische Einschätzung der Jugend in der Provinz offenbart habe, die nur schwer für Ziele und Kampagnen der Partei zu begeistern gewesen sei. Franc nimmt die entgegengesetzte Perspektive ein und fragt nach den Beziehungen zwischen politischer Elite und Jugend, letztere verstanden sowohl als imaginäre Vorstellung wie als gesellschaftliche Gruppe. Dabei fokussiert er auf drei Zäsuren: die Jahre unmittelbar nach dem Februarputsch der Kommunisten, die 1960er Jahre mit ihrem Höhepunkt 1968 und schließlich die letzten Jahre des Regimes. Entgegen dem ideologisch-romantischen Bild von der „revolutionären“ Jugend, die die Zukunft des Systems darstellte, deutet er die realpolitischen Ereignisse eher als Abwehr der jeweils etablierten Elite gegenüber der nachfolgenden Generation. So hätten sich die um 1950 durch die „Akce Mládež“ (Aktion Jugend) in Parteifunktionen gelangten jungen Erwachsenen knapp 15 Jahre später gegen die aufbegehrende und nach Liberalisierung verlangende Jugend gewehrt und die Frustration, die auch in Gewalt und Kriminalität mündete, als Reste kleinbürgerlicher Sozialisation abgetan. Auch in den späten 1980er Jahren sei die Jugend vor allem mit negativen Zuschreibungen versehen, das Regime dagegen als Garant des Bestehenden, der Sicherheit und Ordnung dargestellt worden. Diese ideelle und politisch äußerst wirkmächtige Abgrenzung zwischen den Generationen sei letztlich ein Phänomen aller, der sozialistischen wie westlich-kapitalistischen, Gesellschaften in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Die Aufsätze deuten die Breite kindheitshistorischer Fragestellungen an und bearbeiten einige der von Knapík in der Einleitung gestellten Aufgaben in diesem Themenfeld. Man hätte sich jedoch weniger politik- und ideologienhistorisch ausgerichtete Beiträge und mehr sozial- und alltagshistorische Perspektiven gewünscht. Auch wird in keinem Beitrag die Frage gestellt, ob es eine spezifisch „sozialistische“ Kindheit oder Sicht auf die Kindheit gab, von transnationalen Perspektiven ganz zu schweigen. Damit zeigt der Band auch, wo die Desiderate der Forschung zu Kind-

heit liegen und gibt zahlreiche Anregungen für weitere Untersuchungen, für die auch das ausführliche Literatur- und Quellenverzeichnis einen guten Einstieg liefert.

Leipzig

Frank Henschel

Houda, Přemysl: Intelektuální protest, nebo masová zábava? Folk jako společenský fenomén v době tzv. normalizace [Intellektueller Protest oder Massenunterhaltung? Folk als gesellschaftliches Phänomen in der sog. Normalisierungszeit].

Praha, Academia, 2014, 240 S. (Šťastné zítřky 12) ISBN 978-80-200-2353-7

Das vorliegende Buch, das aus der Diplomarbeit des Autors hervorgegangen ist, behandelt ein attraktives und wichtiges Thema. Es widmet sich dem Folk in den letzten zwei Jahrzehnten der sozialistischen Tschechoslowakei und insbesondere der Rezeption dieses Musikgenres durch sein Publikum, den Themen innerhalb der Folk-Gemeinde und ihren Zusammenstößen mit der offiziellen Ideologie. Bislang liegen nur wenige Arbeiten vor, die sich mit Freizeitaktivitäten im späten Staatssozialismus beschäftigen und das, obwohl tschechische Historiker/innen sich in den letzten Jahren der kommunistischen Diktatur intensiv zugewendet haben. Die meisten ziehen allerdings die Politikgeschichte vor, kulturelle und gesellschaftliche Entwicklungen bleiben häufig unbeachtet. Houdas Themenwahl ist umso interessanter, als der Folk in der Tschechoslowakei weder eindeutig der offiziellen noch der alternativen Kultur zugeordnet werden kann, weder völlig regimetreu, noch ganz und gar Teil der Underground-Szene war. Zudem veränderte er sich und gewann ab Mitte der 1980er Jahre im Zuge der sowjetischen Perestrojka, die auch in der Tschechoslowakei ein vorsichtiges Echo fand, eine neue Bedeutung. In diesem Kontext sind Phänomene wie der „singende Jurist“ Ivo Jahelka, die kritische Sendung „Sondy“ (die Sonden) im tschechoslowakischen Fernsehen oder der frühen Drehbücher und belletristischen Arbeiten von Radek John wie „Proč?“ (Warum?) oder „Memento“ zu sehen. Ihre Geschichte fordert das totalitäre Paradigma heraus, das in Tschechien bei der Interpretation auch des späten Sozialismus nach wie vor großes Gewicht hat.

Leider enttäuscht Houdas Arbeit, was vor allem am schwankenden Niveau der einzelnen Kapitel liegt. Einige von ihnen haben fast den Charakter einzelner wissenschaftlicher Studien, ihre Eingliederung in das Buch erscheint aber zufällig. Das trifft zum Beispiel auf die Kapitel zu, die sich mit dem Verhältnis von Stalinismus und Musik bzw. mit der Gesetzgebung zur Musik befassen – zwei im Grunde genommen völlig neuen, eigenständigen Untersuchungen. Das größte Defizit liegt aber darin, dass Houda die im Titel formulierte Frage überhaupt nicht diskutiert: War der Folk ein intellektueller Protest vor allem von Hochschülern oder Massenunterhaltung für das breite Publikum? Und ergibt diese Entgegensetzung überhaupt einen Sinn? Ist es nicht gerade das Charakteristische für den Folk, dass er problemlos auf beiden Ebenen funktionieren konnte?

Houda hat eine ganze Menge neuen Archivmaterials gesichtet, im Kapitel über die „Normalisierung“ (Anführungszeichen von Přemysl Houda) nutzt er dieses aber weder, um zur Diskussion über Herrschaftsanspruch und -realität in diesen Jahren

beizutragen, noch um zu neuen Thesen über die Rolle der Musikszene zu gelangen. Vielmehr bleibt er dem traditionellen Interpretationsrahmen der tschechischen „Bigbeatologie“ sowie der Chronisten des Undergrounds und der Alternativ-Kultur wie Petr Hrabalík, Mejla Hlavsa oder Mikoláš Chadima verhaftet.¹ Deren Arbeiten sind selbstverständlich lesenswert, doch die Aufgabe des Historikers wäre doch, die Perspektive der Zeitgenossen kritisch zu hinterfragen.

Den Kern des Buches stellen vier Fallstudien dar. Sie sind überschrieben mit den Titeln „Die Funktion des Wortes in Folk-Songs“, „Die Grenzen des Folks in der sog. Normalisierungszeit – Šafrán“, „Die Sektion junger Musik“ und „Folk in Lipnice – halboffizieller Folk vor einem Tausend-Personen-Publikum“. Diese Kapitel beruhen auf eigenen Forschungen, sie bilden gewissermaßen kleine Mikrostudien. Sie hätten das Buch im Grunde genommen allein getragen. Waren dem Verlag 120 Seiten zu wenig für eine Publikation? Das angehängte Kapitel mit dem Titel „Das Problem‘ Jaromír Nohavica“ über die Frage der Zusammenarbeit des beliebten Folksängers mit der Staatssicherheit StB legt diese Vermutung nahe. Houda distanziert sich hier zwar von der Praxis politischer Überprüfungen, versagt es sich aber dennoch nicht, eigene Versionen der Geschichte anzubieten.

Trotz des faszinierenden Themas und gelungener Passagen hinterlässt das Buch einen unbefriedigenden, in gewisser Weise auch unfertigen Eindruck – so als hätte der Verlag bei dieser Publikation aus seiner Reihe „Šťastné zítřky“ (Glückliche Zukunft) die Begutachtung und Überarbeitung ausgelassen.

Prag

Ondřej Daniel

¹ Fernsehserie des Tschechischen Fernsehens „Bigbeat“ (Seriál české televize Bigbít) 42 Folgen (1995–2000). Hlavsa, Mejla: Bez ohňů je underground [Ohne Feuer ist der Underground]. Praha 1992. – Chadima, Mikoláš: Alternativa: svědectví o českém rock & rollu sedmdesátých let (od requalifikací k „nové vlně se starým obsahem“) [Alternativ: Zeugnisse des tschechischen Rock & Rolls der 1970er Jahre (von der Requalifizierung zur „neuen Welle mit altem Inhalt“)]. Brno 1992.

Kopřiva, Roman: Internationalismus der Dichter. Einblicke in Reiner Kunzes und Jan Skáčels literarische Wechselbeziehungen. Mit einigen Bezügen zur Weltliteratur.

Thelem, Dresden 2013, 388 S. (Arbeiten zur Neueren deutschen Literatur 29), ISBN 978-3-942411-90-5.

Der Brüner Germanist Roman Kopřiva vergleicht in seiner Dissertation, die in überarbeiteter Form im deutschen Verlag Thelem erschienen ist, das Werk des mährischen Dichters Jan Skácel, dessen Leben in besonderem Maße mit der Stadt Brunn (Brno) verbunden ist, mit dem Schaffen des deutschen Dichters Reiner Kunze. Letzterer hat nie einen Hehl daraus gemacht, dass – neben den tschechischen Poetisten – vor allem Skácel ihm den Weg zu einem eigenen Ausdruck in der Poesie gewiesen hat. Den über Sprachgrenzen hinweg geführten literarischen Dialog zwischen Skácel und Kunze ordnet Kopřiva in die Weltliteratur ein. Die Beziehung zwischen Kunze und Skácel ist allgemein bekannt, und es wurde schon einiges darüber geschrieben. Das systematische, detailreiche und innovative Vorgehen, das Roman Kopřiva auszeichnet, macht jedoch nicht nur bisher unbekanntes Tiefenschichten

sichtbar, sondern auch die großen Zusammenhänge, in denen sich die beiden Dichter bewegen.

Kaum ein anderer deutschsprachiger Dichter entnahm der tschechischen Poesie so viel wie Reiner Kunze, für dessen Schaffen bezeichnend ist, dass er mit ungewöhnlicher Offenheit an die tschechische Literatur und Kultur herantritt. Milan Kundera bezeichnete ihn als den „slawischsten aller Deutschen“. Für Kunze ist die tschechische Dichtkunst nicht allein eine Quelle der Inspiration. Neben seinem eigenen Schaffen ist Reiner Kunze auch als Übersetzer moderner tschechischer Literatur tätig. Ihm ist die Übertragung der Werke mehrerer Dutzend Autoren ins Deutsche zu verdanken, darunter der Milan Kunderas, Jaroslav Seiferts und Vladimír Holans. Die vorherrschende Gattung ist die Lyrik; in geringerer Zahl finden sich Übersetzungen von Prosa und Dramen. Häufig haben die tschechischen Dichterkollegen Kunze den gleichen Dienst erwiesen und seine Gedichte ins Tschechische übertragen. Das gilt beispielsweise für Milan Kundera und Ludvík Kundera, besonders aber für Jan Skácel.

Lyrik und selbst kleinere Publizistik von Jan Skácel übersetzt Reiner Kunze bereits seit mehr als fünfzig Jahren. Neben Übersetzungen, die in Zeitschriften oder Anthologien erschienen („Der Wind mit Namen Jaromír“, 1961; „Die Tür“, 1964), und einigen Skácel-Gedichten in seinen eigenen Lyrikbänden gab Kunze zwei selbstständige Auswahlbände aus Skáčels dichterischem Werk heraus – „Fährgeld für Charon“ (1967, zuletzt 1996) und „wundklee“ (1982). Nach einer Phase des besonders intensiven übersetzerischen Interesses in den sechziger Jahren wandte sich Kunze 1997 in der tschechisch-deutschen Parallelausgabe einer Auswahl eigener Werke unter dem Titel „Jako věci z hlíny/Wie die Dinge aus Ton“ erneut der tschechischen Kultur zu. Der Band enthält auch einige Skácel-Übersetzungen. Reiner Kunze betrachtet seine Übertragungen als integralen Bestandteil des eigenen dichterischen Werkes und nimmt sie auch in das Programm seiner Lesungen auf.

Roman Kopřiva widmet seine Aufmerksamkeit insbesondere dem formalen Aspekt des Übersetzerverhältnisses von Kunze und Skácel, ohne dabei dessen Komplexität aus dem Blick zu verlieren. Zu Recht weist er darauf hin, dass Kunze stets das poetische Bild als Ganzes interessiert, nicht nur einzelne seiner Bestandteile. Dem poetischen Bild opfert Kunze gegebenenfalls die lautliche Seite des Werkes, vor allem den Reim. Das gilt jedoch nicht für die Übersetzung von Skáčels Vierzeilern, bei denen Kunze als Übersetzer mit dem Prinzip der Kompensation arbeitet. In der Übersetzung der Ballade „Modrý pták“ („Der blaue Vogel“) ersetzt er sogar den grammatischen Reim durch einen Vollreim. Dennoch gelingt es Kunze, wie Kopřiva wiederholt nachweist, nicht immer, die Plastizität von Skáčels raffinierter Reimarbeit zu treffen – was vielleicht auch nicht immer möglich ist.

Eines der interessantesten Kapitel von Kopřivas Buch bildet die Abhandlung über Kunzes Übersetzung der botanischen Namen bei Skácel. Es geht bei weitem nicht nur um das bekannteste Beispiel der kongenialen Übersetzung von Skáčels „bojínek“ als „wundklee“,¹ sondern um den ganzen Komplex einer Pflanzentermino-

¹ Botanisch entspricht „bojínek“ (Phleum) im Deutschen „Lieschgras“. Die Heilpflanze Wundklee (Anthyllis vulneraria) hat im Tschechischen den Namen úročník bolhoj.

logie, die Kunze überträgt und in eine neue deutsche Sprachform bringt. Ebenso fesselnd ist die Darstellung von Kunzes Übersetzung der Diminutiva, deren Wiedergabe im Deutschen allgemein Schwierigkeiten bereitet. Kunze hat ein ganzes Arsenal an Verfahren gefunden, um mit diesem Problem fertig zu werden. Das Ergebnis ist dann vielleicht nicht immer „identisch“ mit dem Original, aber stets effektiv. Hier mag es scheinen, dass Kopřiva für Kunzes Methode allzu sehr Partei ergreift, aber an anderer Stelle legt er überzeugend dar, dass es in der literarischen Beziehung Kunze-Skácel nicht um eine Übersetzung im landläufigen Sinne geht, sondern eher um eine schöpferische Umbildung, bei der im Schnittpunkt zweier Poetiken eine neue Form entsteht. In Kopřivas Darstellung finden wir jedoch nicht nur Bewunderung, etwa wenn er bemerkt, dass Kunze praktisch nie (wenn auch aus verständlichen Gründen) Skáčels Dialektismen überträgt.

Des Weiteren widmet sich Kopřiva den Berührungspunkten der Poetiken beider Dichter. Er untersucht die übereinstimmenden Leit motive Vogel, Rose und Fluss, dann die Figur des Fisches als Chiffre für die menschliche Existenz, wobei er die intertextuellen Bezüge bis ins Detail erkundet. Aufgezählt und analysiert werden Kunzes Gedichte mit tschechischen Realien, die Vorliebe beider Dichter für paradoxe Figuren und auch die poetischen Prinzipien und allgemeineren Vorgehensweisen – und stets erkennen wir aufs Neue, wie sehr beide Poetiken miteinander verwachsen sind, verwandt, doch keineswegs voneinander abgeleitet. Im Kontext der Verbundenheit von tschechischer und deutscher Kultur liegt der Höhepunkt des Buches in den Gedanken des Autors über den Zusammenhang der Poetik Skáčels mit der Dichtung Rainer Maria Rilkes. Hier entdeckt der Leser tatsächlich Bezüge zur Weltliteratur. Rilke wird gleichsam mit tschechischen, nämlich Skáčels Augen gelesen – und gerade dieser Skáčelsche Rilke klingt dann sekundär in Kunzes Texten nach.

Das Buch von Roman Kopřiva liest sich stellenweise wie ein Essay, stellenweise wissenschaftlich nüchtern, aber überwiegend bewegt es sich auf dem Terrain zwischen diesen beiden Polen. Das ist nicht nur eine Tugend des Autors, sondern bei der Behandlung eines so sensiblen Themas, wie es die Verwandtschaft der Poetiken zweier Dichter ist, auch notwendig, damit die Darstellung nicht in eine mechanische Auflistung von Parallelen und Analogien sowie literaturtheoretischen Begriffen und Überlegungen abgleitet. Kopřiva arbeitet sehr geschickt mit dem konkreten literarischen Material. Wir können sein Buch daher auch als eine Art Anthologie von Texten ansehen, in denen Skácel und Kunze einander begegnen. Im Bereich der Forschungen zu den tschechisch-deutschen Literaturbeziehungen handelt es sich um ein Werk, das man künftig nicht übergehen kann. Bemerkenswerterweise wurde es mit so zerbrechlichem Material, wie es die Gedichte der beiden analysierten Autoren sind, fest und solide errichtet.

Domnitz, Christian: Hinwendung nach Europa. Öffentlichkeitswandel im Staatssozialismus 1975-1989.

Verlag Dr. Dieter Winkler, Bochum 2015, 454 S. (Herausforderungen. Historisch-politische Analysen Bd. 23), ISBN 978-3-89911-225-2.

Mit „Hinwendung nach Europa. Öffentlichkeitswandel im Staatssozialismus 1975-1989“ legt Christian Domnitz eine Studie zu einer unverändert brisanten Frage vor: Was ist Europa? In der nun veröffentlichten Fassung seiner an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder verteidigten Dissertation untersucht er, welche Antworten verschiedene Öffentlichkeitsphären in den staatssozialistischen Regimen Polens, der ČSSR und der DDR auf diese Frage fanden.

Das Vorhaben, das Domnitz im einführenden Kapitel beschreibt, ist ehrgeizig: Den Fokus seines knapp 400 Textseiten starken Buches legt er auf den Wandel und die Deutungskonkurrenz verschiedener Europeanarrative, wobei er grundsätzlich von einer „repräsentativen“ – d. h. staatlich gelenkten – und einer „Gegenöffentlichkeit“ (S. 25) ausgeht. Zwar steht die länderübergreifend gemeinsame Entwicklung im Vordergrund, innerhalb dieses Rahmens sollen jedoch auch die drei Staaten untereinander verglichen werden.

Relevante Konzepte der Untersuchung sind ein Modell von Öffentlichkeitsstrukturen (Inhalt, Dichte und Reichweite von Kommunikationsströmen), das Domnitz unter Rückgriff unter anderem auf Habermas entwickelt und durch Berücksichtigung von Zensur und Selbstzensur an sozialistische Systeme anpasst, und die häufig angeführten „Grenzen des Sagbaren“, deren genauere Definition er leider schuldig bleibt. Um diesen sehr umfänglichen Begriffen gerecht werden zu können, bezieht der Autor in seine Studie auch Fragen u. a. nach dem diskursiven Kontext, Selbstverortungen in Europa im Wechselspiel mit nationalen Selbstbildern, individuellen Motivationen und legitimierenden Funktionen von Europeanarrativen ein. Insgesamt ergeben sich so neben dem Fokus der Arbeit etwa zehn weitere Leitfragen.

Domnitz grenzt sich klar ab von Forschungsarbeiten aus West- wie Osteuropa, die auf der Basis eines a priori festgelegten Europabegriffs gründen, und sieht Europa als „zunächst inhaltlich und räumlich unbestimmte Instanz [...], an die verschiedene Akteure sinnstiftend appellierten“ (S. 21).

Die Akteure, das sind in diesem Fall Vertreter der offiziellen Publizistik auf der einen Seite – exemplarisch zieht Domnitz die Zeitschriften „Polityka“ (Politik) aus Polen, „Tvorba“ (Das Schaffen) aus der ČSSR und „horizont“ aus der DDR heran – sowie diverse Autoren der Untergrundpublizistik bzw. des Samizdat auf der anderen.

Zunächst werden die drei untersuchten Zeitschriften ausführlich vorgestellt. Der Autor geht dabei sowohl auf ihr Verhältnis zur jeweiligen Staatspartei als auch auf ihr Ringen um Öffentlichkeit, die Beziehungen zu Wissenschaft und Samizdat sowie ihr nationales Selbstverständnis ein. Er gelangt zu dem Fazit, dass die Redaktionen „nah an der Partei, doch nicht mit ihr eins“ (S. 96) gewesen seien: Zwar hätten sie unter staatlicher Lenkung gestanden und deren Propaganda an die Leser weitergegeben, jedoch hätten ihre Autoren auch immer wieder versucht, die „Grenzen des

Sagbaren“ zu erweitern, beispielsweise durch Berufung auf die als objektiv angesehene Wissenschaft oder dadurch, dass nicht regulierte Räume genutzt worden seien. Insbesondere in den 1980er Jahren sei es zu einer langsamen Öffnung der Publizistik und damit zu alternativen Deutungen abseits der Parteipropaganda gekommen.

Vor diesem Hintergrund widmet sich das folgende Kapitel Inhalt und Wandel der offiziellen Europanarrative: Gemeinsam war allen drei Staaten die Abgrenzung von Westeuropa aus einer nationalen Perspektive. So sei das Bild des kapitalistischen „Feind-“ oder „Kleineuropa“, ein Erbe des Stalinismus, noch lange Zeit gepflegt und verbreitet worden. Spätestens mit der Verabschiedung der KSZE-Schlussakte von Helsinki 1975 habe sich jedoch ein Problem ergeben: Die (politisch und wirtschaftlich notwendige) Annäherung an Westeuropa bedurfte angesichts der bisherigen Propaganda einer guten Erklärung. Dies mündete in einer gewissen Widersprüchlichkeit der offiziellen Propaganda, die den Spagat zwischen der Vermittlung einer Annäherung an „friedliebende Kräfte“ Westeuropas und der Abgrenzung zum kapitalistischen System schaffen sollte. Zudem hätten die Pluralisierung gesellschaftlicher Lebenswelten und der Wandel der Medienlandschaft während der 1970er und 1980er Jahre ein zunehmend schwierigeres Umfeld für die staatssozialistische Propaganda gebildet. Domnitz gelangt daher zu dem Schluss, dass die Kommunikation zwischen Partei und Bevölkerung gescheitert sei. Mit der KSZE-Schlussakte entstand in Polen, der ČSSR und DDR jedoch auch eine Debatte um einen positiven Europabegriff, wobei die Vereinbarung von Helsinki als Anker für Stabilität und Sicherheit interpretiert wurde.

Im folgenden Abschnitt wird eine Öffentlichkeitssphäre unter die Lupe genommen, die – wie sich im Laufe der Studie immer stärker herauskristallisiert – eigentlich kaum von der offiziellen Propaganda getrennt betrachtet werden kann: die Untergrundpublizistik. Denn, so Domnitz' Argumentation, nicht nur hätten die Autoren abseits der offiziellen Medien auf die Propaganda reagiert und sich mit ihr auseinandergesetzt, auch die offiziellen Narrative selbst seien mit der Zeit immer stärker von den nicht offiziellen beeinflusst worden. Die Untergrundsphäre zeichnete sich durch eine Vielzahl von Akteuren aus, von einzelnen Autoren bis hin zur „Charta 77“, was die Festlegung auf „das“ Europanarrativ natürlich unmöglich macht. Den Hauptunterschied zur offiziellen Kultur macht der Autor in der Hervorhebung der kulturellen europäischen Wurzeln im Samizdat aus. Man betonte überregionale Gemeinsamkeiten und europäische Traditionen und sah West- und Osteuropa auf Augenhöhe miteinander. Aber auch Debatten über eine zentraleuropäische Kultur gehörten zur Untergrundpublizistik, ebenso wie pro-westliche Stimmen. Aus der Schlussakte von Helsinki seien besonders die völkerrechtlichen und freiheitlichen Aspekte hervorgehoben worden. Aufgrund ihrer Resonanz in den jeweiligen Gesellschaften stellten die Untergrundnarrative die Legitimation der staatssozialistischen Regime infrage.

Die Synthese der untersuchten Sphären gelingt Domnitz, wenn er im folgenden, stärksten Kapitel argumentiert, dass es in den staatssozialistischen Systemen Polens, der Tschechoslowakei und der DDR zu einer allmählichen Übernahme von Europanarrativen des Untergrunds durch die offizielle Publizistik gekommen sei. Dieser Prozess sei ermöglicht worden durch eine Auseinandersetzung der offiziellen Sphäre

mit den Schriften unabhängiger Autoren, teils sogar durch persönliche Kontakte zu ihnen, durch die Bereitschaft einiger Akteure staatlicher Medien, die „Grenzen des Sagbaren“ auszuweiten, und schließlich durch „eigensinniges Handeln“ der Journalisten im Umgang mit der offiziellen Propaganda. Auch hätten die staatlichen Kontrollen von der offiziellen Propaganda abweichende Europeanarrative häufig zugelassen. Domnitz erkennt hier die Existenz einer „Grenzzone“, in der es zu einem Wettbewerb zwischen den Narrativen der unterschiedlichen Sphären gekommen sei. Insbesondere habe dieser Prozess die Debatten über eine gemeinsame europäische Kultur und Fragen des Lebensstandards betroffen. Bemerkenswert ist auch die Feststellung, dass die offizielle Publizistik diesen Wandel unabhängig von den (Macht-)Strukturen erfuhr, in welchen sie arbeitete.

Im resümierenden Kapitel werden als Ergebnis die zentralen Unterschiede zwischen offiziellen und Untergrundnarrativen zusammengefasst – Abgrenzung vom Kapitalismus und Betonung der wirtschaftlichen und (sicherheits-)politischen Aspekte einer europäischen Zusammenarbeit auf der einen, das Hervorheben kultureller Gemeinsamkeiten und Menschenrechtsaspekte auf der anderen Seite –, wobei etwas genauer auf länderspezifische Entwicklungsunterschiede eingegangen wird. Als vermutlich unbewusste Gemeinsamkeit der Akteure stellt Domnitz das Fehlen föderaler Vorstellungen von Europa fest. Zudem hebt er hervor, dass sich in der Folge der wachsenden Bedeutung der Medien und zunehmend transnationaler Lebenserfahrungen Öffentlichkeitsstrukturen wandelten und Öffentlichkeitsphären vermischten. Mit der Aneignung von Untergrundnarrativen, so die abschließende Einschätzung, habe die offizielle Propaganda zunehmend an Glaubwürdigkeit verloren und somit auch an Legitimität, denn „obwohl die Machtfrage im Zusammenhang mit Europadebatten selten gestellt wurde, war sie implizit“ (S. 364) durch das Angebot alternativer Deutungen abseits der Propaganda vorhanden.

Die Arbeit schließt mit einem kurzen Ausblick auf die ehemals staatssozialistischen Länder in der heutigen Europäischen Union. Den Anhang bilden ein Personenindex, Übersichten über Abkürzungen, Archivbestände und geführte Interviews sowie ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis.

Christian Domnitz hat eine Studie zu Europeanarrativen in der offiziellen und Untergrundpublizistik staatssozialistischer Systeme vorgelegt, deren Bandbreite beeindruckt. Sie liefert vor allem Neulingen auf dem Fachgebiet einen gründlichen und guten Überblick. Positiv hervorzuheben ist auch, dass es dem Autor gelungen ist, seine eigenen Europabilder völlig aus der Arbeit herauszuhalten. Trotzdem: Weniger wäre manchmal mehr gewesen; anstatt eine Vielzahl von Beispielen zu präsentieren, hätte der Autor oft besser einige Fälle genauer analysieren sollen. Das Kapitel über die Untergrundpublizistik hätte von einem ähnlichen einführenden Überblick über die Publikationen und Akteure profitiert, wie ihn der Abschnitt über die offizielle Publizistik bietet. Was die Lektüre mitunter mühsam macht, ist das Fehlen von Überleitungen zwischen den Absätzen. Den roten Faden nicht aus den Augen zu verlieren, helfen dem Leser gleichwohl die Zusammenfassungen am Ende eines jeden Kapitels. In der Gesamtsumme ist dies ein lesenswertes Buch und ein guter Ausgangspunkt für weitere Forschungen.

München

Judith Brehmer

Holubec, Stanislav: Ještě nejsme za vodou. Obrazy druhých a historická paměť v období postkomunistické transformace [Wir sind noch nicht über den Berg. Das Bild der Anderen und das historische Gedächtnis in der Zeit der postkommunistischen Transformation].

Scriptorium, Praha 2015, 310 S., ISBN 978-80-88013-07-5.

Stanislav Holubec geht in „Ještě nejsme za vodou“ der Frage nach, ob der Transformationsprozess in der Tschechoslowakei bzw. in Tschechien, den er von 1989 bis etwa zur Jahrtausendwende verfolgt, von grundlegenden Veränderungen des nationalen und politischen Selbstverständnisses begleitet war. Dafür untersucht er Bilder der jüngeren Geschichte und den Blick auf die direkten Nachbarn sowie auf Russland, die USA, Großbritannien und Frankreich. Diese Analyse verdichtet er in einem Unterkapitel über die Weltsicht von Václav Havel und Václav Klaus als „Symbolfiguren“ der Transformation und ordnet seine Befunde am Ende in ein ostmitteleuropäisches Raster ein. Die zentrale Beobachtung ist, dass Selbst- und Fremdbilder, die ihren stabilisierenden Charakter ja gerade daraus beziehen, dass sie „ewige“ Dauer implizieren, hochgradig zeit- und kontextabhängig sind. Diese sympathische Dekonstruktion, die den ein oder anderen kleinen Seitenhieb gegen die heutigen Hüter der (antikommunistischen) Wahrheit enthält, liest sich gut, ist aber mitunter etwas oberflächlich. Eine tiefer gehende theoretische und methodische Verankerung unterbleibt leider ebenso wie die eingehende Auseinandersetzung mit Deutungsangeboten der vorliegenden Forschung zu einzelnen Diskurssträngen.

Holubec hat sich für eine dichte Beschreibung seines Materials entschieden. Nach dem ersten Kapitel, das die Vorstellungswelt vor 1989 rekapituliert und auf Sekundärliteratur beruht, wertet er im Hauptteil neun Zeitschriften aus; das Vergleichskapitel basiert dann auf Umfrageergebnissen und auf einer (etwas schmalen) Auswahl von Sekundärliteratur. Die Entscheidung, mit Zeitschriften zu arbeiten, wird mit der herausragenden Bedeutung der Presse in den Jahren der Transformation begründet, in der Blätter wie „Respekt“ und „Reflex“ als große Meinungsmacher wirkten. Das ist ohne Zweifel ein legitimer Ansatz, doch wäre hier der Ort gewesen, sich eingehender mit der Frage zu befassen, wie Presse funktioniert und wie sie in den breiteren Kontext von Öffentlichkeit und deren Wandel einzuordnen ist. Das hätte auch geholfen, die Ambivalenz des Diskurses als Abbild und Teil von Meinungsbildungsprozessen in den Griff zu bekommen. Nicht zuletzt hätte eine Theorie der Öffentlichkeit dazu beitragen können, die Verbindung von Pressekurs und öffentlicher Meinung herzustellen, die im Abschnitt über die „Typologie des Diskurses“ etwas hilflos nebeneinander gestellt werden.

Seine Untersuchung des Textkorpus hat Holubec stringent aufgebaut, das Textkorpus wird anhand der immer gleichen Fragen analysiert. So lässt sich minutiös nachvollziehen, wie sich nach 1989 die Interpretation bekannter Themen und Topoi wandelte, und zwar nicht selten binnen weniger Monate. Das gilt besonders für Themen wie den Reformsozialismus und die Bedeutung des Jahres 1968, aber auch für die Sicht auf Deutschland oder Russland, die zudem direkt auf politische Ereignisse reagierte und mit anderen Themen interagiert. Gerade in den Ausführungen zum Thema Deutschland hätte der Autor allerdings von der umfangreichen vor-

liegenden Forschung profitieren und damit auch Fehleinschätzungen wie die, dass 1968 das Thema „odsun“, also der Aussiedlung und Vertreibung der Deutschen, nicht aufgekommen sei, vermeiden können (S. 51).

Während die Diskussion über Deutschland und das „sudetendeutsche Problem“ einschließlich der besonderen Rolle, die Václav Havel für sie spielte, verständlicherweise Bekanntes bringt, erschließt Holubec mit anderen Themen Neuland. Hervorzuheben sind hier zum einen die Ausführungen über die Perzeption des Balkans und der dortigen Kriege bzw. Konflikte, zum anderen die Beobachtungen zur Karpatenukraine, die zudem analytisch recht gelungen sind. Hier werden nicht nur die unterschiedlichen Schichten und inneren Widersprüche der wiederauftauchenden Erinnerung an diesen einstigen Teil der Republik aufgefächert, sondern auch die Funktion des Themas als Projektionsfläche verdeutlicht.

In Bezug auf die Vergangenheit arbeitet Holubec vier Hauptrichtungen heraus, deren Geschichtsbild die jeweils aktuelle politische Agenda stützte: einen Diskurs, der sich vollkommen mit dem neuen System identifiziert, einen auf weiteren Wandel orientierten, einen sanft-revisionistischen und einen extremistischen, der die Revolution von 1989 aus rechter bzw. linker Warte ablehnt, wobei sich erstaunliche Schnittmengen ergeben. Diese Untersuchung erfährt im Unterkapitel zu Václav Havel und Václav Klaus eine Vertiefung, die dadurch besticht, dass einerseits die persönlichen Akzente, die beide Politiker setzten, verdeutlicht werden, andererseits die grundsätzlichen Übereinstimmungen ihrer Weltsicht. So bezogen sich beide positiv auf das „Erbe der Ersten Tschechoslowakischen Republik“, wobei es Havel um Werte wie Respekt und Toleranz, um Liberalismus und „Westlichkeit“ ging (von Holubec zutreffend als ahistorisch charakterisiert), während der andere in der ersten tschechoslowakischen Demokratie eher vorbildhafte Bedingungen für freies Wirtschaften fand. Auch die Konsequenzen, die aus der sozialistischen Erfahrung – die beide vehement ablehnten – gezogen werden sollen, deuten in unterschiedliche Richtungen: Verordnete der eine Selbstreflexion, folgerte der andere, dass es staatlichen Dirigismus in jeder Form zu verhindern gelte.

Holubec bezeichnet den tschechischen Orientierungsdiskurs als konsensual in den großen Fragen und entscheidenden Punkten. Anders als in den anderen postkommunistischen Ländern sei die Gesellschaft in Bezug auf ihre Vergangenheit und ihre Gegenwart nicht tief gespalten. Der analysierte Diskurs und die Meinungsumfragen aus den Transformationsjahren zeugten von einer für Ost- und Ostmitteleuropa konkurrenzlos hohen Legitimität des seit 1989 entstandenen Systems. Diese Zustimmung, so argumentiert Holubec, beruhe unter anderem auf einem seit 1989 merklich veränderten Bild der Vergangenheit und einer grundlegenden Neuverortung in der Welt. Sie basiert auf dem starken Bezug zur Republik der Zwischenkriegszeit, einem breiten Antikommunismus, einem klaren Bekenntnis zu „Europa“ mit historisch niedrigen Sympathiewerten für Russland und ungekannt geringer Furcht vor Deutschland. Und während die Slowakei längst zu einem „normalen“ und mit Zuneigung gesehenen Nachbarland geworden sei, ist die Ablehnung des Balkans als neues Element dazugekommen.

So verdienstvoll der ostmitteleuropäische Vergleich ist, er bleibt doch etwas unbefriedigend. Holubec hätte hier viel stärker auf die Ergebnisse der vorliegenden For-

schung (z. B. James Marks „Unfinished Revolution“) zurückgreifen können und auf dieser sowie der Grundlage seiner eigenen Beobachtungen abschließend weiterreichende Überlegungen anstellen können. Zum einen drängt sich die Frage auf, welche Rolle die Presse für die Entstehung des Konsenses spielte, und das umso mehr, als in dem bereits erwähnten Abschnitt über die „Typologie des Diskurses“ für die frühen Jahre der Transformation von einer Diskrepanz zwischen den dominanten liberal-konservativen Leitmedien und den in der Gesellschaft herrschenden Meinungen die Rede ist. Zum anderen wäre es sicher lohnend, darüber nachzudenken, inwiefern es sich bei dem von Holubec festgestellten Konsens tatsächlich um ein „Nachwende“-Phänomen handelt. Die Historiosophie – das öffentliche Reflektieren darüber, wer die Tschechen sind, wo sie in Europa stehen und wo sie landen, wenn sie „über den Berg“ sind – hat ja bekanntlich nicht nur eine lange Tradition, sondern ist zugleich auch Teil der Prozesse, mit denen immer wieder neuer Konsens geschaffen wird.

München

Christiane Brenner

Knigge, Volkhard (Hg.): Kommunismusforschung und Erinnerungskulturen in Ostmittel- und Westeuropa.

Böhlau Verlag, Köln, Weimar, Wien 2013, 202 S., 28 Abb. (Europäische Diktaturen und ihre Überwindung, Schriften der Stiftung Ettersberg 19), ISBN 978-3-412-22168-3.

Der vorliegende Sammelband mit dem etwas irreführenden Titel „Kommunismusforschung und Erinnerungskulturen“ beschäftigt sich primär mit öffentlicher und politischer Kommunismusrezeption in Ostmittel- und Westeuropa sowie mit grundlegenden praktischen und methodischen Themen der Geschichtsdidaktik. Mit dieser inhaltlichen und geografischen Aufstellung reiht sich der Band gut in das Profil der bereits etablierten Reihe der Stiftung Ettersberg ein: Typischerweise werden in der Schriftenreihe innerhalb eines Sammelbandes fachhistorische Analysen über Erinnerungskulturen, NS-Aufarbeitung und den Umgang mit dem Kommunismus neben geschichtsdidaktische Texte gestellt, die sich ihrem Profil entsprechend mit Vermittlungsstrategien und auch normativ-politischen Zielsetzungen befassen. Die Zusammenführung beider Perspektiven ist durchaus bemerkenswert, da sie Seltenheitswert besitzt. Die unterschiedlichen Fachgemeinden – Historiker, Gedenkstättenmitarbeiter, Museologen, Pädagogen – diskutieren und publizieren meist in getrennten Foren und auch nicht selten aneinander vorbei.

Die Einbeziehung von Texten zu Ostmitteleuropa und westeuropäischen Ländern ist ebenfalls ein Signum der Reihe, das Aufmerksamkeit verdient. Denn eine Vielzahl von deutschen Publikationen über Erinnerungskultur und Geschichtsvermittlung schauen über den deutschen bzw. deutsch-deutschen Tellerrand nicht hinaus, wodurch der Tendenz Vorschub geleistet wird, die Besonderheiten des deutschen Umgangs mit Nationalsozialismus und Kommunismus zu universalisieren und als moralischen Standard zu setzen. Die Einbeziehung von Beispielen jenseits der deutschen Grenze ist in einer mitunter sehr moralisierenden und politisch aufgeladenen Debatte hilfreich, um die deutsch-deutsche Nabelschau zu kontextualisieren.

Die Beiträge zu Ostmitteleuropa und Frankreich richten sich dementsprechend nicht an Spezialisten, sondern stellen überblicksartige Einführungstexte für eine als unwissend vorausgesetzte, deutsche Leserschaft dar. Insofern wird der Frankreich-Experte in dem Beitrag von Gilbert Merlio zur politischen Bedeutung der Kommunistischen Partei Frankreichs (KPF) seit dem Zweiten Weltkrieg und ihrem Bild in der französischen Öffentlichkeit nichts Überraschendes oder Neuartiges erfahren. Für einen uninformierten Leser mag jedoch die Tatsache, dass die KPF auch heute „nicht als ein extremistischer Außenseiter, sondern als ein ganz normaler Akteur der politischen Bühne bewertet“ wird (S. 100), sowie die Erläuterungen zur Genese dieser Einstellung dennoch dazu beitragen, die (west-)deutsche Kommunismuszereption als eine spezifische Ausprägung zu lesen, die nicht ohne Weiteres auf Westeuropa verallgemeinert werden kann. Auch die verbreitete Skepsis bzw. Ablehnung von Totalitarismustheorien in Frankreich wird durch den Beitrag verständlich.

Einen guten Einstieg in die Debatten in Ostmitteleuropa bietet der Beitrag von Michal Kopeček, der am Anfang des Bandes platziert ist. Zum einen präsentiert er eine Analyse der Genese der heutigen Kommunismusdebatten in Ostmitteleuropa (Polen, Tschechien, Slowakei, Ungarn) während der Zeit des Sozialismus, zum anderen legt er die heutigen Ausprägungen dar. Unterschiedliche Positionen innerhalb der Opposition, die bereits während des Sozialismus bestimmte Sichtweisen auf das politische Regime präsentiert haben, perpetuierten sich bis in die Gegenwart und hätten bis heute Auswirkungen auf die bearbeiteten historischen Themen, Methoden und geschichtspolitischen Debatten (S. 27-29). In allen untersuchten Ländern lasse sich eine Spaltung der Öffentlichkeit sowie der Wissenschaft in ein „liberales“ und ein „konservatives“ Lager feststellen. Charakteristisch sei für das erste ein positiver Bezug zur Opposition und zum Runden Tisch als Voraussetzung des Regimeumbruchs, das Praktizieren demokratischer Verhaltensweisen als Garant eines friedlichen Übergangs (S. 25). Die „konservative“ Seite setze den Runden Tisch jedoch mit „Verrat“ gleich, da jegliche Zusammenarbeit mit den als fremdnational externalisierten Kommunisten moralisch verwerflich und eine schmutzige Angelegenheit unter den herrschenden Eliten gewesen sei (S. 26).

Diese Einführung und Strukturierung des geschichtspolitischen Feldes in Ostmitteleuropa ist insofern sehr hilfreich, als die folgenden Beiträge damit mühelos jeweils einem der beiden präsentierten „Lager“ zugeordnet werden können: Mit seinem Beitrag zu Litauen bietet Antanas Gailius weniger einen historischen Überblick über den Umgang mit dem Kommunismus in Litauen als vielmehr ein politisches Plädoyer für die normative Verdammung desselben. Seine Kritik richtet sich im Wesentlichen gegen den „liberalen Westen“, der den verbrecherischen Charakter des Kommunismus nicht eindeutig genug verurteile und bekämpfe (S. 43). Dass dieser verbrecherische Charakter als jenem des Nationalsozialismus in nichts nachstehend bewertet werden müsste, sei nicht nur selbstverständlich, sondern ein moralisches Gebot. Zudem beklagt er die Tatsache, dass Litauen zu viel vom westlichen Liberalismus gelernt habe und es daher nicht möglich sei, „über die Wahrheit zu reden in einer Gesellschaft, die bereit ist, mehrere Wahrheiten zu akzeptieren“ (S. 46). Mit Hilfe des einleitenden Aufsatzes von Kopeček kann der möglicherweise etwas ver-

dutzte Leser diese Ausführungen jedoch in das „konservativ-nationale“ Lager und dessen „antiliberalen“ Haltung einsortieren.

Der folgende Beitrag von Marek Zybura über Polen stellt wiederum ein Beispiel für das „liberale Lager“ dar: Zybura beginnt seine Beschreibung der polnischen Auseinandersetzung mit dem Kommunismus mit einer sehr ausführlichen Schilderung der Diskussion um den Literaturnobelpreisträger Czesław Miłosz, der Zybura zufolge diese Debatte eingeläutet habe. Die Ausführungen zu Miłosz und dessen Thesen (S. 49-53) mögen den Polen-Laien zwar überfordern, jedoch liefert die anschließende Zusammenschau der Entwicklung nach 1989 einen guten Einstieg in die politische Landschaft Polens, die auch Zybura als in ein „(national)konservatives“ und ein „liberales“ Lager gespalten sieht: Während die konservative Seite die Liberalen als „das schlechthin Böse“ und „nominelle Polen“ bezeichnen, die „heimat- und wurzellose Gesellen ohne Eigenschaften“ seien und „moralischen Relativismus“ predigten, würden die „Antikommunisten“ als „nationale Bolschewiki“ auftreten. In welchem Lager Zybura sich verortet, wird überdeutlich, wenn er die Vorgehensweise letzterer als „abstoßend“ und „kontraproduktiv“ bezeichnet (S. 59).

Der Aufsatz von Joachim von Puttkamer zu Ungarn hebt sich von den vorherigen insofern ab, als hier deutlich mehr Vorkenntnisse beim Leser vorausgesetzt werden und er sich daher weniger als Einführungstext eignet. Der Beitrag behandelt eine von der Regierung in Auftrag gegebene Ausstellung (2012), die die neue ungarische Verfassung und das darin enthaltene positivistisch-nostalgische Geschichtsverständnis in Bildern darstellen sollte. Da der Bildzyklus wie auch die Verfassung eine Gesamtschau der neueren und neuesten ungarischen Geschichte bietet, steht der Umgang mit dem Kommunismus nicht im Zentrum der Ausführungen, sondern bietet vor allem ein Beispiel staatlich forcierter Geschichtspolitik, die jedoch durch die Kunst unterminiert wird. Die Gemälde zeigten „vor allem eine gleichermaßen naive wie zynische Sehnsucht nach dem 19. Jahrhundert“ und setzten „sich bewusst in Gegensatz zu einer liberalen, europäischen Moderne und ihrer vermeintlich post-modernen Beliebigkeit“ (S. 72). Offen bleibt jedoch, ob bzw. in welchem Maße diese Geschichtsdeutung von einer breiten Öffentlichkeit akzeptiert wird, mithin wie repräsentativ die Ausführungen für den allgemeinen ungarischen Umgang mit der kommunistischen Vergangenheit sind.

Der Beitrag von Torsten Oppeland zum Kommunismus in der deutschen Geschichtskultur umreißt aktuelle Tendenzen, wonach im „bundesdeutschen Mainstream“ ein Fokus auf „Überwachung, Unterdrückung, Menschenrechtsverletzungen und Verbrechen dominiert“ (S. 103). Im Unterschied zu den Vorgängerbeiträgen hat Oppelands Beitrag jedoch eine eindeutig geschichtsdidaktische Ausrichtung. Dementsprechend stellt dieser nicht nur die Ziele der bundesdeutschen „Erinnerungsarbeit“ dar, die im Unterschied zu den nationalintegrativen Zielen der ostmitteleuropäischen Staaten als „Demokratieaffirmation im liberaldemokratischen Sinne“ (S. 104) zusammengefasst werden könnten. Er fordert auch klar andere pädagogische Methoden und Inhalte insbesondere der medialen und öffentlichen Geschichtsvermittlung: Ein ausschließlich opfer- und verbrechenzentriertes Gedenken könne diese eben beschriebenen Ziele allein nicht hervorbringen, sondern müsse ergänzt werden durch die ernsthafte Auseinandersetzung mit den „demokratisch-

sozialistischen Ursprüngen der kommunistischen Utopie“, die „nicht von vornherein unbillig waren bzw. sind“ (S. 113). Eine Perspektive, der sich mit Sicherheit nur wenige der Autoren anschließen würden.

Mit diesem Beitrag läutet der Band die didaktische Sektion ein, in der moralische Setzungen der Kommunismus- und Totalitarismus-Deutung nicht nur dargestellt werden, sondern die auch genuine Beiträge zur Frage enthält, wie Geschichte „richtig“ wiedergegeben werden solle oder müsse. Insbesondere Harald Welzer und Volkhard Knigge formulieren in ihren Texten allgemeine Forderungen an die praktische Erinnerungsarbeit, die sich offenbar (wenn auch implizit) nicht auf den Umgang mit dem Kommunismus beschränkt. Welzer schreibt insbesondere gegen die „monothematische Konzentration auf das, was Menschen angetan wurde“, (S.163) an. Eine reflexive Erinnerungskultur, für die „Pathosformeln ebenso kontraproduktiv“ seien wie „Ansprüche auf transtemporale Gültigkeit der Inhalte“ (S. 174), bedürfe aus politischen und präventiven Gründen eines gründlichen Studiums der Täter. Diese klaren Forderungen an Geschichtskultur und Erinnerungsarbeit gipfeln in einer Liste von Inhalten, die gelehrt und gezeigt werden müssten (sic!) (S. 169). Auch Knigge hat ein eindeutig politisch-normatives Anliegen, wie bereits am Untertitel seines Beitrags deutlich wird: „Warum Erinnerung allein in eine Sackgasse für historisch-politische Bildung führen muss“. Erinnerung allein sei Knigge zufolge und entgegen der aktuellen Tendenzen in der bundesdeutschen Geschichtsvermittlung kein „Königsweg der Demokratie und Menschenrechtserziehung“ (S. 178), da jede „noch so gut gemeinte Identifikation mit der Erinnerung von Anderen, [...] die identifizierende Übernahme und Weitergabe von Erinnerungen geradezu auf das Gegenteil von reflexivem Geschichtsbewusstsein hinauslaufen muss“ (S. 183). Letzteres würde sich im Unterschied zum „staatlich abgestützten Erinnerungswesen“ (S. 191) „strukturell gegen Teleologie und affirmative Geschichts- und Selbstgewissheit“ sperren (S. 190). Die Arbeitsgemeinschaft der KZ-Gedenkstätten in Landes- und Bundesträgerschaft, der Knigge selbst als Leiter der Gedenkstätte Buchenwald angehört, betreibe ihm zufolge keine Erinnerung, sondern fördere das von ihm geforderte reflexive Geschichtsbewusstsein. Inwieweit dieser so formulierte Selbstanspruch tatsächlich in die Praxis umgesetzt wird, scheint aus der Perspektive einer gelegentlichen Gedenkstättenbesucherin jedoch fraglich, auch angesichts der Tatsache, dass die KZ-Gedenkstätten Teil des „staatlich gestützten Erinnerungswesens“ sind.

Mit ganz konkreten Fragen der Geschichtsvermittlung in Gedenkstätten befasst sich Waltraud Schreiber, die als Involvierte in verschiedenen Gedenkstätten deutlich didaktische Zeichen setzt. Es geht ihr primär um die Frage, wie nachgeborenen Generationen die „Geschichte der NS- und kommunistisch/sozialistischen Diktaturen“ erzählt werden müsse, damit diese sie „zur eigenen Orientierung“ aufgreifen (S. 133). Dabei stellt sie klar heraus, dass die Aufgaben von Gedenkstätten – ihren Stiftungszwecken folgend – normative sind, die nach „expliziten Botschaften“ verlangten (S. 153) und dass „selbst das Informieren nie objektiv und wertfrei erfolgen“ könne (S. 136). Neben der Präsentation von konkreten didaktischen Konzepten für zwei Gedenkstätten nimmt die Rolle von Zeitzeugen in dem Beitrag eine zentrale Stellung ein: Würden diese in Gedenkstätten als primäre und privilegierte Besucher-

gruppe betrachtet, kämen sie vermehrt auch als Geschichtsvermittler zum Einsatz, was jedoch auch Probleme verursache. Denn die „Quelle Zeitzeuge muss, wie jede andere Quelle auch, kritisch geprüft und kontextualisiert werden“ (145). Diese Kontextualisierung der Zeitzeugen für die Besucher sei ebenfalls Aufgabe einer Gedenkstätte. Auch hier stellt sich die Frage, ob dieser Anspruch in der Praxis eingelöst wird oder werden kann bzw. inwieweit den Bedürfnissen und Erwartungen der Besucher hiermit überhaupt Rechnung getragen wird.

Dies wird im folgenden Beitrag von Martin Sabrow umso deutlicher, der sich ganz auf den „Zeitzeugen“ konzentriert und diese in der aktuellen Geschichts- bzw. Erinnerungskultur so dominante Figur analysiert und historisiert.¹ Den Zeitzeugen zeichne aus, dass er „eine bestimmte Sicht gleichsam von innen als mitlebender Träger von Erfahrung und nicht von außen als wahrnehmender Beobachter“ autorisiere (S. 118). Der Begriff sei Mitte der 1970er Jahre erstmals verwendet worden und die Zeitzeugen stellten anfangs noch ein Mittel dar, Gegenerzählungen zum Mainstream zu entwerfen. Im Laufe der Zeit aber sei die damalige Gegengeschichte „selbst zur *master narrative* unserer Zeit geworden“, wodurch der Zeitzeuge jedoch „seine ursprünglich kritische Funktion gegen eine affirmative Rolle eingetauscht“ habe (S. 124). Auch der Funktion bzw. den Bedingungen eines funktionalen Zeitzeugen, also eines Gesprächspartners, dessen Bericht über das Erlebte Akzeptanz findet, geht Sabrow nach: Der moderne Mythos der Authentizität (S.126) sei die wirkende Kraft hinter der omnipräsenten Figur, die jedoch nur dann zur Geltung komme, wenn der Zeitzeuge eine „unschädlich gemachte Vergangenheit“ präsentiere. „Ein bekennender Nazi, ein eifernder Kommunist taugen nicht als Zeitzeuge“ (S. 127), weil Täter „die Vergangenheit nicht in ihrer Überwundenheit und Unwiederbringlichkeit beschwören, sondern im Gegenteil in ihrer Ungebrochenheit und Wiederholbarkeit“ (S. 128). Mit diesem analytischen Zugang hebt sich Sabrow deutlich von den didaktischen Beiträgen ab, da hier keine praktischen Forderungen an Erinnerungsarbeit gestellt werden.

Zusammenfassend stellt das vorliegende Buch ein typisches Beispiel von Stärken und Schwächen der meisten Sammelbände dar: Die Zusammenstellung von sehr diversen Zugängen auf ein Thema bietet die Chance, neue Perspektiven und Thesen zu den Debatten um Geschichtsdarstellung und den Umgang mit der Vergangenheit zu erfahren und über die jeweiligen geografischen oder disziplinären Bedingungen hinauszuschauen und diese zu relativieren: Letzteres jedoch unter der Voraussetzung, dass der gesamte Band gelesen wird. Denn diese Leistung obliegt allein dem Leser, da eine Einleitung fehlt, die die Beiträge übergreifend reflektieren und den Versuch unternehmen würde, allgemeine Schlüsse aus der präsentierten Zusammenschau als Denkanstöße oder Lesehilfen zu präsentieren.

Deutlich wird etwa – so man den gesamten Band liest –, dass fast allen Beiträgen explizit oder implizit eine totalitarismustheoretische Basis zugrunde liegt. Auch die didaktischen Beiträge scheinen von der Voraussetzung auszugehen, dass die Ge-

¹ Wie der Autor selbst anmerkt, basiert der Text auf den umfassenderen Ausführungen in: Sabrow, Martin: Der Zeitzeuge als Wanderer zwischen beiden Welten. In: *Ders./Frei, Norbert* (Hgg.): Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945. Göttingen 2012, 13-32.

schichtsvermittlung von Kommunismus und Nationalsozialismus in gleicher Weise erfolgen könne oder auch müsse. Einzig der Beitrag von Oppelland stellt diese Annahme in Frage. Insofern bildet der Band selbst mit dieser inhaltlichen Grundannahme ein Beispiel für den bundesdeutschen antitotalitären Konsens sowie für die an der Faulenbachschen Formel ausgerichteten bundesdeutschen Praxis der Geschichtsvermittlung: Während die Gleichsetzung von Nationalsozialismus und Stalinismus als inakzeptabel gilt, werden gewisse Wesensähnlichkeiten beider Systeme hervorgehoben.

München

Ulrike Lunow

Popelková, Katarína (Hg.): Čo je to sviatok v 21. storočí na Slovensku? [Was bedeutet ein Feiertag im 21. Jahrhundert in der Slowakei?]

Ústav etnológie SAV, Bratislava 2014, 320 S., (Etnologické štúdie 21), ISBN 978-80-970975-3-0.

Feiertage und wie sie begangen werden, sind von der tschechischen und slowakischen Sozial- und Kulturwissenschaft bislang kaum in den Blick genommen worden. Es ist das Verdienst einer Arbeitsgruppe des Instituts für Ethnologie der Slowakischen Akademie der Wissenschaften, die erste umfassende Publikation zu diesem Thema vorgelegt zu haben. Der Band besteht aus vier in sich geschlossenen umfangreichen Kapiteln. Die ersten beiden Kapitel behandeln die slowakische Gesetzgebung zu den staatlichen Feiertagen seit 1989. Hier steht das Gedenken an den Slowakischen Nationalaufstand im Mittelpunkt. Sie sind aus der Perspektive der politischen Eliten geschrieben. Die Kapitel drei und vier befassen sich mit Weihnachten und Halloween – und das aus der Sicht der „einfachen Leute“.

Katarína Popelková analysiert im ersten Kapitel die parlamentarische Diskussion über die staatlichen Feiertage und Gedenktage in der Slowakei. Am interessantesten sind hier natürlich die verschiedenen Kontroversen, namentlich um die Frage, ob nach der Auflösung der Föderation die Gründung der Tschechoslowakei am 28. Oktober 1918 auch weiterhin gefeiert werden sollte. Für die erste Lösung setzten sich die slowakischen Liberalen ein, während das nationalistische Lager dagegen war. Hier besteht eine Parallele zu den Diskussionen in Tschechien, wo 1993 darüber diskutiert wurde, ob der 28. Oktober als Staatsfeiertag beibehalten werden, oder ob statt dessen der St.-Wenzels-Tag gefeiert werden sollte. Anders als in der Slowakei waren hier jedoch die Befürworter des 28. Oktober klar in der Mehrheit. Zu ihnen zählten Linke, Nationalisten und Liberale, allein das katholisch-konservative Lager stritt für den St.-Wenzels-Tag, der mit der positiven Erinnerung an das tschechisch-deutsche Miteinander und Habsburgernostalgie konnotiert ist. In der Slowakei hingegen wurde 1993 der 28. Oktober tatsächlich aus der Liste der staatlichen Feiertage gestrichen und 1999 lediglich als Gedenktag wieder eingeführt.

Ähnlich wie in Tschechien hatten auch in der Slowakei die Bestrebungen der Rechten, den 1. Mai als arbeitsfreien Tag abzuschaffen, keinen Erfolg. Im slowakischen Parlament überrascht der geringe Grad an ideologischen Diskussionen zu dem Thema ebenso wie das Fehlen einer Debatte zum Internationalen Frauentag. In der

Slowakei tauchte im Unterschied zu Tschechien im Parlament eine Initiative auf, einen neuen beweglichen Feiertag, den „Tag der Steuerfreiheit“, einzuführen. Eine slowakische Besonderheit ist zudem die erhebliche Zahl kirchlicher Feiertage, und im Unterschied zu Tschechien gab es hier im Parlament Diskussionen darüber, die Zahl freier Tage mit Rücksicht auf die Wirtschaft zu reduzieren, was am Widerstand der katholischen Kirche scheiterte.

Das zweite Kapitel, das Monika Vrzigulová verfasst hat, befasst sich mit der Wahrnehmung des Slowakischen Nationalaufstandes; ich halte es für den gelungensten Teil des Buches. Die Autorin zeigt, dass der Nationalaufstand Anfang der 1990er Jahre als durch das kommunistische Regime diskreditiert galt. Die demokratische Regierung entfernte den Jahrestag 1990 aus der Liste der staatlichen Feiertage, sogar die „Brücke des Slowakischen Nationalaufstandes“ (most SNP) im Zentrum von Bratislava wurde umbenannt und erhielt den so zivilen wie einfalllosen Namen „Neue Brücke“ (wurde aber vor einigen Jahren wieder rückbenannt). Sehr früh bildeten sich zwei Positionen zum Aufstand heraus: eine liberal-demokratische, die den Nationalaufstand als demokratischen Volksaufstand charakterisiert, der später von den Kommunisten vereinnahmt worden sei, und eine katholisch-nationalistische, die im Aufstand eine „jüdisch-bolschewistische“ Verschwörung gegen die slowakische Staatlichkeit sieht, die den Boden für die kommunistische Diktatur bereitet habe. Diese Haltung gewann aber nie einen größeren Teil der Öffentlichkeit für sich, von der Historikergemeinde ganz zu schweigen. Auch in der Zeit der Regierung Mečiar, als die slowakischen katholischen Nationalisten den größten Einfluss hatten, wurde der Aufstand von offiziellen Stellen nicht verdammt. Ein hochrangiger Politiker der Partei Mečiar rief 1995 im Rahmen des Gedenkens zum Jahrestag des Aufstandes die einstigen Gegner zur Versöhnung auf, sprach aber zugleich von der gegenwärtigen Slowakei als dem „zweiten souveränen Staat“ der Slowaken (S. 79). Bei Feiern zum Nationalaufstand in den 1990er Jahren wurde auch die bis dahin übergangene westeuropäische Dimension der Ereignisse erwähnt, vor allem die Beteiligung französischer Soldaten, während die vormalig herausgehobene Rolle der Sowjetunion an Bedeutung verlor.

Das Ziel, den Aufstand in einen europäischen Rahmen einzuordnen, verfolgt auch die neue Ausstellung des Museums des Slowakischen Nationalaufstandes in Neusohl (Banská Bystrica), die im Jahre 2004 eröffnet wurde. In Verbindung mit der Europäisierung wurde nicht zuletzt der Holocaust in der Slowakei ins Licht gerückt, der vor 1989 keine Beachtung gefunden hatte. Im Zusammenhang mit den Feierlichkeiten zum Jahrestag des Aufstandes erscheint die große Toleranz der Slowaken gegenüber der kommunistischen Vergangenheit bemerkenswert. So durfte auf einer Gedenkveranstaltung der ehemalige Außenminister Bohuslav Chňoupek sprechen, der zu einer ähnlichen Aktion in Tschechien keine Einladung erhalten hatte.

Die historischen Wandlungen des Weihnachtsfestes sind in der tschechischen wie der slowakischen Forschung gut bearbeitet, schlechter steht es indessen um Arbeiten zu seiner gegenwärtigen Form. Somit füllt das dritte Kapitel des Buches eine Lücke. Zuzana Beňušková analysiert die Kommerzialisierungs- und Globalisierungs- bzw. Amerikanisierungstendenzen in der Entwicklung des Weihnachtsfestes sowie die Gegenbewegung, die diese auslösen. Am Beispiel des Konflikts zwischen dem

Christkind (Ježíško) und „Santa Klaus“ wird diese Konkurrenz besonders deutlich: Santa Klaus dringt als kommerzielles Weihnachtssymbol immer weiter vor, während sich das Christkind nur minimal kommerziell nutzen lässt. Bestrebungen, Santa Klaus „aus der Slowakei zu vertreiben“, gehen aber über die Tatsache hinweg, dass der Transfer von Weihnachtsbräuchen eine lange Tradition hat. Erinnern wir uns nur an die Ausbreitung des Weihnachtsbaumes von Deutschland aus über Europa im 19. Jahrhundert oder an die Einführung des Brauches, die Wohnungen mit Adventskränzen zu schmücken, den die Tschechoslowaken in den 1980er Jahren unter dem Einfluss der westdeutschen „Burda Moden“ übernahmen, oder auch an die Verbreitung des Adventskalenders in jener Zeit. Ein anderer Brauch, der die Slowakei in den 1990er Jahren erreichte, war die internationale Aktion zur Verbreitung des Friedenslichtes aus Bethlehem. Neue Bräuche setzen sich vor allem dort durch, wo ein Freiraum vorhanden ist. Bestehende Traditionen verdrängen aber nicht unbedingt, wie dies das Beispiel Santa Klaus deutlich macht. Während sich neue Bräuche auch dank neuer Technologien verbreiten – etwa Weihnachtsgrüße per SMS oder E-Mail –, bleiben andere Muster bemerkenswert stabil. So tauchten seit den 1980er Jahren keine neuen Weihnachtslieder auf, die Fernsehzuschauer lieben die immergleichen Filme wie bisher, und auch die Speisekarte zu den Festtagen ändert sich nicht.

Das Thema Weihnachten gehört ohne Zweifel in einen Band über Feiertage, doch warum das letzte Kapitel hier Halloween gewidmet ist, fragt sich der Leser. Hätte man nicht bedeutendere Feste wählen können wie Ostern, den Tag der Arbeit oder den Internationalen Frauentag? Was Halloween interessant macht, ist, dass es sich um ein neues Fest handelt, das erst nach 1989 in der Slowakei aufkam und dort keineswegs unumstritten ist. Es wird von Teilen der Gesellschaft als kommerziell, amerikanisch und unchristlich abgelehnt, als Fest des Toten- oder gar Teufelskultes. Juraj Zajonc führt in seinem Beitrag die Empfehlungen von slowakischen Kirchenvertretern an Eltern auf, ihren Kindern zu verbieten, Gespenstermasken zu tragen. Es gab sogar den Versuch, gleichsam als „Gegenmaßnahme“ ein christliches Maskenfest zu organisieren, bei dem sich die Teilnehmer als Heilige verkleiden sollten. Aus Tschechien, wo Halloween etwas schwächer verbreitet ist als in der Slowakei, ist eine ähnliche Ablehnung nicht bekannt. Bedauerlicherweise geht der Autor in seinem etwas weitschweifig geratenen Text der Frage, woher diese Differenz rührt, nicht nach.

Ohne Zweifel erfährt der Leser in dem Sammelband viel Interessantes über die slowakische Gesellschaft. Gerade die Texte über Weihnachten und Halloween verdeutlichen zudem die Parallelen zwischen der slowakischen und der tschechischen Gesellschaft, was ein Beleg dafür ist, dass sie sich in den zwei Jahrzehnten nach der staatlichen Trennung nicht allzu weit voneinander entfernt haben, was auch den homogenisierenden Effekten der Globalisierung zu verdanken ist. Mein einziger wesentlicher Einwand gegen den rezensierten Band ist, dass er sich in keiner Weise mit den großen Minderheiten – Ungarn, Roma, orthodoxe und unierte Ukrainer – und deren Spezifika beim Feiern der Feste befasst. Auf S. 162 wird lediglich festgestellt: „Hinsichtlich der ethnischen Minderheiten hat unser Material keine wesentlichen Unterschiede in den gegenwärtigen Formen von Weihnachten in der Slowakei erfasst.“ Dieser Schluss scheint allerdings ein mehr oder minder zwangsläufiges Resultat der Zugangs zu sein, den die Autorinnen und Autoren gewählt haben: die

Auswertung von Material in slowakischer Sprache in der Tagespresse und im Internet. Doch warum haben sie die umfangreichen anthropologischen Forschungen zu den slowakischen Roma und ihren Festbräuchen ignoriert? Zudem wüsste man als Leser gerne, wie sich zum Beispiel Vertreter der ungarischen Minderheit zu den staatlichen Feiertagen oder der Würdigung des Slowakischen Nationalaufstands positionierten. Auch in dem außerordentlich detailreichen Kapitel über Halloween finden wir nichts zu den nationalen Minderheiten. Und zumindest im Fall von Weihnachten hätte man die Genderperspektive berücksichtigen sollen. Bekanntlich sind es die Frauen, die die Feste hauptsächlich organisieren. Überflüssig erscheint mir hingegen ein Sachregister und ein Ortsregister von insgesamt knapp 30 Seiten. Doch trotz dieser Einwände ist die Publikation unbedingt zu begrüßen und als brauchbarer Mikroansatz zur Analyse der mitteleuropäischen Gesellschaft der Gegenwart zu würdigen.

Prag

Stanislav Holubec